

Ph. U.
267 u

Band I.

Heft 1.

Humanitas.

Zeitschrift

für

Versöhnung der Wissenschaft und Religion

und zur Verbreitung

von

Menschenthum und Sittlichkeit.

Herausgegeben

unter Mitwirkung geschätzter Pädagogen und Humanisten

von

Th. Schilk,

Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Sinzig.

Selbstverlag des Herausgebers.

Druck und Commissions-Debit von J. S. Neuser in Neuwied u. Leipzig.

Ein Band umfasst 6 Hefte von ca. 4 Druckbogen und kostet pränumerando M. 4,80.

64 A

H. H.
267^u

Humanismus

Inhalt.

	Seite.
Vorrede vom Herausgeber	1-9
Episteln über Menschenthum und Sittlichkeit vom Herausgeber	10-16
Unsere sittlichen Begriffe im Lichte des Humanismus vom Herausgeber	17-24
Ein moderner Plato. Erziehungsgeichte aus dem Nach- laß eines alten Pädagogen, neu bearbeitet und herausgegeben von F. Walter	25-52
Abschiedsbrief eines nicht verstandenen Freundes	53-56
Plauderei von Jos. Steinbach	57-60
Traum vom Glück von Jos. Steinbach	61
Briefkasten. — Anzeigen.	



Besprechungen geeigneter Werke gelangen in dieser Zeitschrift (ohne jedoch eine Verbindlichkeit zu übernehmen) zum Abdruck, und ersuche ich um gefl. Zusendung entweder direct, oder durch Vermittlung der J. S. Heuser'schen Buchhandlung in Neuwied.

Sinzig.

Theodor Schilk.

Gesch. 788

Humanitas.

Zeitschrift

für

Versöhnung der Wissenschaft und Religion

und zur Verbreitung

von

Menschenthum und Sittlichkeit.

Herausgegeben

unter Mitwirkung geschätzter Pädagogen und Humanisten

von

Th. Schilk,

Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Sinzig.

1. Band. 1. Heft.

Neuwied & Leipzig 1879.

In Commission der J. H. Neuser'schen Verlagsbuchhandlung.

Vorrede.

Menschenglück! Wo bist Du hingeflohen? wo verbirgst Du Dich? — Alle sehnen sich nach Dir, Allen stehst Du in der Seele geschrieben als das höchste Ziel alles Menschlichen, Alle werden durch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Dir hingetrieben, Alle suchen Dich von der Wiege bis zum Grabe.

Freude suchen alle Wesen
An den Brüsten der Natur
Alle Guten, alle Bösen
Folgen Deiner Rosenspur.

Ja es ist wahr, steigen wir in die Tiefe unserer Seele hinab, so finden wir dort unter allen Wünschen, die uns bewegen, den Trieb nach Glück und Freude im Hintergrunde; nach ihnen steht der Sinn, für sie arbeiten und mühen wir uns ab. — Aber es ist, als ob die Glücksgöttin dem Menschengeschlechte ewigen Haß geschworen hätte, als ob es wirklich wahr sei, was die Materialisten sagen: Das Glück ist nur ein Hirngespinnst, ein Phantom, ein Irlicht, welches die böse Mutter Natur den Menschen vorgaukelt, um sie blos zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen, und sie nachher als werthloses Material in die Grube zu werfen! — Das wäre schrecklich, wenn es wahr wäre;

— aber nein — dreimal nein, lieber Leser — es ist nicht wahr! — Das Menschenglück, wenn es richtig aufgestellt und richtig gesucht wird, ist kein Phantom, es ist Wirklichkeit, und kann hier auf der Erde erreicht werden, und die Erde zu einem Paradiese, einem Reiche Gottes machen. — Hast Du denn noch niemals Gelegenheit gehabt, eine Familie kennen zu lernen, in welcher der Himmel auf die Erde hinabgestiegen zu sein scheint? in welcher Großeltern, Kinder und Enkel alle durch ein Band der Liebe umschlungen sind. Brauche ich Dir eine Schilderung davon zu machen? Das Geheimniß liegt in fleißiger treuer Arbeit zum Wohle Aller, und in dem harmonischen Zusammenleben in Liebe und Eintracht. — Solches Glück liegt freilich nicht auf der Straße, es wird nicht im Vorüber-eilen erhascht, nicht im Strudel der Welt, in der Jagd nach Geld, Ehren, Ansehen, — nein — es will zunächst richtig erkannt, aufrichtig gewollt, mühsam erarbeitet, verdient sein — dann kommt's ganz von selbst. Ueberhaupt ist die erste Bedingung zum wahren Glücke, daß wir redlich bemüht seien, es zu verdienen, dann haben wir es schon halb. — Schreiber dieses redet aus Erfahrung, er

hat das Glück wirklich gefunden; zwar durch Irrthümer, Fehler, Kampf, Arbeit und Leiden, aber er ist für alle Mühe reichlich belohnt worden. — Nun sieht er von seinem häuslichen Heerde aus in die Welt hinein, und das Herz blutet ihm, wenn er Tag für Tag liest, wie die Menschen sich abmühen, wie sie

Wirken und streben
Und pflanzen und schaffen
Erlisten, erraffen
Und wetten und wagen
Das Glück zu erjagen —

aber meistens ohne Erfolg. — Er ist ein alter erfahrener Mann, er weiß es, wie man es machen muß, um das Glück zu finden, und sieht auch die falschen Wege, welche die Menschen einschlagen, um es nutzlos zu suchen.

Soll er dann nicht seinen Mitmenschen von seinen Erfahrungen und Kenntnissen, soviel er kann mittheilen, und vielleicht Einem oder dem Andern seiner Mitmenschen auf den rechten Weg helfen? —

Sieht es denn wirklich so trübe in der Welt aus? Hat es nicht zu allen Zeiten Unglück, Leiden, Bosheit und Verbrechen gegeben? — sind nicht zu allen Zeiten Arme gewesen, die von der Milde Anderer leben mußten, und Reiche, die in Nichtsthun und Wohlleben ihre Tage dahin lebten? —

Ja, lieber Leser, es ist jetzt recht trübe in der Welt, es gibt der Leiden viele und überall, der Freuden wenige — das wahre Glück aber kann man mit der Laterne suchen, wie Diogenes einen Menschen. — Die Laterne des Diogenes muß auch heute wieder angezündet werden; denn Du findest alles andere in der Welt leicht — aber einen Menschen sehr schwer. — Oder weißt Du nicht, daß wir heutzutage Keinem, der uns begegnet, wenn wir ihn nicht lange vorher auf seine Glaubhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit erprobt haben, mehr aufs Wort glauben, oder auf sein

ehrliches Gesicht einen Groschen borgen? — Ach ja, es ist wirklich weit gekommen unter den Menschen, und man möchte sie lieber verfeinerte Raubthiere statt Menschen nennen. — Wenn Du mir es nicht glauben willst, so sieh nur um Dich, oder schütte Deine Klagen einmal aus, Du wirst deren genug haben, wenn Du ehrlich sagen willst, wie es Dir ums Herz ist. — Und so geht es fast allen Menschen, sie haben Klagen! — der Eine über verfehltes Leben, der Andere über schlechte Zeiten. Der Eine über schlechte Menschen, der Andere über Unglück im Hause. Frage einmal nach bei den Ärzten und Pfarrern, welche in die Familienverhältnisse etwas tiefer hineinschauen, wie viele glückliche Ehen es gibt? Mir hat ein Pastor gesagt, daß unter hundert keine zehn zu finden sind; und von der Familie soll doch die Menschheit ausgehen? — Wie sieht es in den Schulen aus? — Auf allen Lehrercongressen wird über Zuchtlosigkeit und Verwilderung geklagt, und die Jugend kennt keine Sitte, keinen Anstand mehr, sondern überbietet sich in Rohheit und Frechheit. — Der Arbeiterstand? — Diese Frage beantwortet der Socialdemokratismus und das Socialistengesetz. — Der Kaufmann und Geschäftsmann? — Das Gründer- und Schwindelwesen — die Waarenfälschungen in allen Zweigen geben die Antwort. — Die Achtung vor Sitte und Gesetz? — Laß die Advokaten, Richter und Gerichtsvollzieher Dir darüber Bescheid geben — aber sie haben keine Zeit dazu, sie haben zu viel zu thun. — Die Statistiker weisen in fast allen Ländern eine Verbrecherzunahme um 40—50 % nach. — Der Wohlstand? — Vor einiger Zeit brachte eine Kölner Zeitung die Berechnung, daß in Cöln von zwölf Menschen einer unterstützungsbedürftig sei. — Arbeit und Geschäft? — Stelle Dich einmal an eine Heer-

straße, und zähle die hunderte von arbeitslosen, wirklich brodlosen Menschen — und von arbeitscheuen Bummlern, welche jetzt auf den Beinen sind und durch das Land ziehen, bettelnd und wegelagernd, statt mit ehrlicher Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. — Noch gestern Nachmittag, beim dicksten Schneegestöber, tritt ein junger neunzehnjähriger Bursche in mein Haus, mit einnehmenden, guten, aber abgemagerten Zügen, sehr abgerissener Kleidung, und die Zehen der erstarrten Füße seitwärts aus den klaffenden Schuhen hervorlugend, den Wandersack auf dem Rücken. Er war aus Böhmen, und seit 6 Wochen ohne Arbeit und ohne Mittel! Soll uns da das Herz nicht bluten, lieber Leser? — Kann der junge Mensch dafür, daß es keine Arbeit für ihn gibt? — Nein, dafür können nur allein die unsittlichen Zustände unserer Zeit, die Gründer und Bankswindler, die unsinnige und unmoralische Gier, Geld zu machen ohne zu arbeiten, die allgemein herrschende Lügenhaftigkeit und Unehrllichkeit in Handel und Wandel. — Wer mag sein Geld noch einer Bank anvertrauen, wenn er riskirt, es zu verlieren? Wie kann die Industrie bestehen, wenn die Banken versagen, und das Kapital hinter Schloß und Riegel wandert, um zinslos müßig zu liegen? — Die Eltern klagen über ungerathene Kinder, über Sittenlosigkeit der Söhne, der Arbeitgeber über schlechte Arbeiter, die Hausfrau über schlechte Dienstboten und die Dienstboten über schlechte Herrschaften. — Sie haben alle Recht zu klagen, aber sie sehen nicht ein, wie viel von den Klagen auf ihr eigenes Register zu schreiben ist. Es ist leider wahr, daß statt der Nächstenliebe nur die raffinirte Selbstsucht sich in allen Schichten des Lebens breit macht. Daß solche Zustände vorhanden sind, daß sie auf die Dauer unhaltbar sind, daß dagegen etwas

geschehen müsse, wird von allen Seiten anerkannt, und man hat auch schon vielerlei Vorschläge, theils politischer, theils nationalökonomischer Art gemacht, aber wie der überflutenden Sittenlosigkeit zu steuern sei, kann man nicht herausfinden. — Es ist auch in der That nicht leicht, und, unserer Meinung nach, unmöglich, wenn man nicht die Quelle kennen lernt, aus der diese Unsittlichkeit fließt. Es ist eine sociale Krankheit, und kann auch nur wie eine Krankheit behandelt werden, d. h. man kann entweder den Sitz der Krankheit auffuchen, um dieselbe in ihrer Ursache zu beseitigen, oder man muß sich begnügen, die Krankheit in ihren Wirkungen durch Gegenmittel oder Schutzmittel abzuschwächen. Das erstere kann nur durch eine Reorganisation des Schulwesens und der darauf bezüglichen Gesetzgebung geschehen, wobei auf die Pflege des Menschenthums und der Sittlichkeit ein bedeutend größeres Gewicht zu legen ist, als es bisher geschehen ist.

Obgleich wir in vorliegender Zeitschrift auch diesen Punkt, wo sich uns Gelegenheit bietet, nicht unberührt lassen wollen, so können wir doch zu unserer großen Freude gestehen, daß für die Aufdeckung der Schäden und die Rathschläge für Verbesserungen im Schulwesen endlich ein langersehntes Bedürfnis in dem mit dem October-Hefte begonnenen „Pädagogium“ von Herrn Dr. Friedrich Dittes in Wien befriedigt wird, an welcher alle wahren Freunde des Erziehungsfaches und des Volkswohles theils durch gediegene literarische Beiträge, theils durch Abonnement warmen Antheil zu nehmen verpflichtet sind, sobald sie die ersten Monats-Hefte gelesen haben werden. Wir haben hier mehr das zweite Mittel für die Ausbesserung der Schäden im Auge, nämlich der Gesetzgebung und Rechtspflege, die ja mehr ein

negatives Hilfsmittel sind, durch sittliche Einwirkung auf die der Schule längst entwachsenen Volksschichten helfend an die Hand zu gehen. — Es ist durch Berichte aus allen Culturländern unzweifelhaft geworden, daß das Grundübel unserer Zeit in einer sittlichen Verderbniß, in einer moralischen Corruption liegt, und sich nicht etwa nur auf ein bestimmtes Land, oder eine bestimmte Nation erstreckt, sondern sich durch die ganze moderne Gesellschaft hinzieht. Es ist eine sittliche Krankheit, die nicht von gestern her ist, sondern sich in Jahrhunderten entwickelt hat. Alle Dinge in der Welt sind eine ewige Verkettung von Ursachen und Wirkungen, und wer die Wirkungen kennen will, muß die Ursachen studiren, wer die Wirkungen vermeiden will, muß die Ursachen verhüten. Die Sittlichkeit eines einzelnen Menschen ist die Wirkung seiner Erziehung, und bei der Menschheit ist es nicht anders. Daß die socialen Schäden, von denen wir oben gesprochen haben, sich durch unsere moderne Gesellschaft in allen Ländern hinbewegen, ist ein Beweis, daß die Ursachen nicht in einer speciellen Gesetzgebung oder in einem speciellen Unterrichtswesen liegen, sondern in den sittlichen Prinzipien liegen müssen, auf denen unsere moderne Gesellschaft und Cultur ruhen; da muß etwas faul sein, und zwar nicht faul in nebensächlichen, unwichtigen, bloß formalen Dingen, nein, faul im innern Lebensmark, in der Religion und namentlich der Sittenlehre. — Wir wissen recht gut, was faul daran ist und werden auch vielleicht hier in diesen Blättern, oder sonst bei Gelegenheit, einen genauern Nachweis über das Wesen und den Sitz der socialen Krankheit bringen, wir wollen hier bloß andeuten, woran die Schäden zu erkennen sind, und was uns noth thut. Wenn wir sagen, es liegt

in der Erziehung, so meinen wir damit wahrhaftig nicht unsere moderne sogenannte Bildung, die man fälschlicher Weise immer mit Wissen und Gelehrsamkeit identifizirt, sondern nur die sittlichen Resultate unserer Erziehung, nämlich die Kenntniß von Recht und Unrecht, den Willen dasselbe anzuwenden, und die Thatkraft es auszuführen. Dieses sind die Ziele, die eine jede Bildung im Auge haben, und erreichen muß, wenn sie etwas sein soll. Wir haben keinen Mangel an gelehrten Professoren, an vielwissenden Lehrern, an geschickten Juristen, an tüchtigen Ärzten, an Künstlern, Baumeistern und sonstigen Technikern aller Art, wir haben sogar großen Ueberfluß an klugen oder vielmehr an raffinirten Kaufleuten und Fabrikanten, — und dennoch haben wir großen Mangel an guten Studenten und Schülern, Ueberfluß an endlosen Prozessen, Ueberfluß an Kranken, Mangel an gesunden Leuten, kurzum Mangel an allem Guten und Ueberfluß an allem Schlechten, — aber woran wir vor allem großen Mangel haben, das sind Menschen, echte Menschen, die Kopf und Herz an der rechten Stelle haben. — Ueber diesen Mangel helfen uns leider vor der Hand alle Gesetze und Gerichtshöfe nicht hinaus, sie sind ein momentaner Schutz gegen die Schäden, aber sie verstopfen die Quelle nicht, woraus das Uebel fließt. Die Schule muß für die kommende Generation sorgen, aber die jetzt lebende Generation würde in ihrer Trägheit, womit sie am Althergebrachten festhält, eine bessere Erziehung in der Schule illusorisch machen, wenn nicht mit allen möglichen Mitteln auf diese Generation ein sittlicher Einfluß ausgeübt wird.

Diese Mittel liegen in den Kanzeln, öffentlichen Bildungsvereinen, und in der Presse. Die konfessionellen Kanzeln müssen wir den Kirchen überlassen, die freilich nur

schwach besucht werden. Die Bildungsvereine leisten enorm viel gutes, nur haben sie einen Fehler, daß sie sich zu viel an der Vorbereitung des allgemeinen Wissens halten, und zu wenig an der ethischen Seite die Hebel ansetzen. Und ich habe ja schon oben von dem Vielwissen gesprochen. Das thut uns nicht so noth, als das Sittliche. Vielwissen ohne Moral ist nur eine gefährliche Waffe in der Hand eines Unvernünftigen, und erzeugt Klugheit und Raffinirtheit, und wenn der wissende Mensch bloß klug und raffinirt, und sonst nichts ist, dann ist er gefährlicher als ein böses Thier.

Wie stellen wir uns nun zu den Kanzeln? —

Wir wollen die bestehenden Kanzeln nicht überflüssig machen, so lange sie dies nicht selbst thun. — Wir sind ja gottesgläubige und idealistische Menschen — wir wollen die Kanzeln bloß ergänzen, und gemeinschaftlich mit denselben arbeiten, weil sie der Hülfe wirklich bedürftig sind, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens haben die Kanzeln, wenigstens viele derselben, seither immer nur für den Himmel gearbeitet, haben die Menschen immer zu Engeln machen wollen, und wir sehen, daß sie dies leider nicht fertig bringen, und auch nicht fertig bringen können, weil es eben unnatürlich ist, einen Menschen mit seiner sinnlich thierischen Natur sofort in den Himmel zu spediren. Das geht nicht eher, als bis der sinnlichen Natur ihr Recht widerfahren ist, und bis sie sich mit dem Engelthum des Menschen, mit seiner Vernunft und seiner Idealität in Harmonie gesetzt hat. Wenn das im Menschen nicht geschieht, dann wird die Natur und das Thier doch immer den Vorrang behalten, und indem man sich einbildet, man hätte nachher lauter Engel erzogen, findet man zu seinem Schrecken und

Leidwesen, daß man noch nicht einmal Menschen daraus gemacht hat. Dies ist eine große Schattenseite der Kanzeln, und eigentlich eine negative Sünde, das heißt eine Unterlassungssünde, wenn man die Unterlassung des Guten eine Sünde nennen will. Wir haben diesem schadhafte Punkt unseres Kanzelwesens schon lange unsere Aufmerksamkeit zugewendet, und wir sehen darin sogar eine der Hauptquellen, aus denen unser Materialismus und die selbstflüchtige thierische Richtung unserer Zeit herkommt. Wir hoffen gerade in dem oben erwähnten „Pädagogium“ noch speciell über diesen Punkt zu sprechen, und dort auseinander zu setzen, in wie weit auch unsere Schulerziehung an demselben Punkte krank ist. Wir wollen also wirklich die Kanzel in soweit ergänzen, daß wir derselben ihre Aufgabe, für den Himmel zu erziehen, ruhig überlassen, während wir es hier darauf abgesehen haben, etwas dazu beizutragen, um die irdische Aufgabe der Menschen zu beleuchten und zu fördern. Zweitens aber haben die Kanzeln bisher auch den Uebelstand an sich, daß sie zu hoch und zu aristokratisch sind, d. h. sie stehen fest in der Kirche da, wie ein Thron, und sagen: „Kommet Alle her zu mir, ich will euch erquickern,“ und wenn dann die Menschen kommen, welche nach der wöchentlichen Tageslast und Mühe wirklich einer Erquickung bedürfen, dann — bleibt die gesuchte und erlebte Erquickung aus, — und sie finden daß sie statt des erquickenden Brodes sehr oft nur einen Stein bekommen, und so lange sie das nicht merken, und den Stein wirklich für eine Erquickung nehmen, mag's noch hingehen, aber sobald die Erquickungsbedürftigen einmal merken, daß sie doch eigentlich noch ebenso hungrig aus der Kirche kommen, wie sie hineingegangen sind, bleiben sie lieber zu Hause, und

finden sich mit ihrem Hunger ab. Darum meinen wir, wir wollen unsere Humanitas als eine Kanzel zu den Menschen in die Häuser schicken, und dort reden lassen, dann haben die Leute es wenigstens bequem, und es ist unsere eigene Schuld, wenn wir dann nachher kein wirkliches Brod spenden und die Leute uns dann wieder die Thüre weisen. Dann machen sie selbst keinen vergeblichen Gang, sondern nur wir. Ob wir Brod spenden werden, wird die Zukunft lehren, wir haben wenigstens den besten Willen dazu.

Wir wollen die Gelehrsamkeit nicht vermehren, sondern das gute Menschenwesen entwickeln, das Menschenglück befördern und verbreiten helfen. Wir wollen unsern Lesern sagen, wie sie selbst etwas dazu beitragen können, daß es besser in der Welt wird, namentlich in den Kreisen, worin jeder verkehrt, und bei der der Schule entwachsenen Jugend. Die Jugend liegt uns besonders warm am Herzen, und darum beginnen wir unsere Blätter mit einer Reihe von Erziehungsbriefen, in welchen wir alle die Erfahrungen, die wir selbst im Leben gesammelt haben, in möglichst anziehender Form darbieten. Diese Episteln sollen den ersten Theil der Zeitschrift bilden, und sollen auch zugleich die Grundlagen des reinen Menschenthums und des Menschenglücks vor den Augen der Leser entwickeln. Der zweite Theil unserer Blätter soll einen andern großen Mangel unserer menschlichen Gesellschaft beseitigen helfen, nämlich die Verwirrung in den sittlichen Begriffen. Unsere sittlichen Begriffe sind das Resultat unseres ganzen Bildungswesens, aber, ich habe ja oben schon gesagt, daß darin viele wunde Punkte sind, und dazu gehören namentlich die unklaren Begriffe, die die Menschen von den einfachsten Dingen haben. Die Be-

griffe sind doch die Bausteine des menschlichen Geistes und der gesunden Vernunft. Wir haben die Absicht, später eine alphabetisch-geordnete Sammlung unserer humanistischen realidealen Begriffe zu veröffentlichen, und werden die wichtigsten derselben in diesem zweiten Theile folgen lassen. Der dritte Theil soll eine Art Feuilleton sein, und ausgewählte, unsern ethischen Zielen entsprechende Erzählungen bringen. An diese drei Hauptabtheilungen reihen sich dann allerhand Kleinigkeiten, Notizen, Gedichte, Sprüche zc., und der Schluß mag ein Fragekasten bilden, in welchem wir, so viel als thunlich ist, in Kürze an uns gerichtete Fragen beantworten, wobei wir aber langen Controversen und Angriffen, die ja nirgendwo ausbleiben, ausweichen werden. Auch Kritiken sind nicht ausgeschlossen.

Was die Art der Herausgabe anbelangt, so muß ich bemerken, daß unsere Zeitschrift ein großes Ziel verfolgt, und ihre Artikel sich nach einem bestimmten System folgen werden. Es kann somit ein Heft nur die allgemeine Andeutung, ein Bild der Schreibweise und des darin herrschenden Geistes geben, aber durchaus nicht das ganze System übersehen lassen. Dazu gehört mindestens der erste Band (6 Hefte). Die Uebersicht der ersten 6 Hefte ist beigedruckt.

Nun habe ich noch etwas auf dem Herzen, lieber Leser. Mancher, der von der Humanitas hört, wird sagen: „ach, das ist Geschäft!“ — Solchen entgegne ich hiermit, daß ich selbst die Kosten der Humanitas übernommen habe, und vor der Hand an ein Geschäft nicht zu denken ist. Damit es aber ein solches werde, damit die Humanitas auch einen Reinertrag abwerfe, — darum bitte ich Dich, zu der Verbreitung der Humanitas so viel in Deinen Kräften steht, beizutragen. Du wirst

damit nicht nur zur Belehrung, Aufklärung, vielleicht zum Glücke deiner Nebenmenschen beitragen, sondern auch zur Verwirklichung eines guten Werkes. Darum höre!

Ich bin Jugenderzieher, und Vorsteher des Institutes, das in neuester Zeit Gegenstand einer Controverse in den belgischen liberalen und ultramontanen Blättern, sowie auch in ähnlichen deutschen Zeitungen geworden ist. Ich erziehe hier nach humanen, vom Confessionellen durchaus freien Grundsätzen, die Dir in der Humanitas ganz ausführlich dargelegt werden. Ich habe die Erfahrung, welchen Einfluß diese Erziehung auf Jünglinge hat, und wie ihr sittlicher Geist dadurch geweckt wird. Wie mancher talentvolle Knabe geht der Menschheit aus Mangel an einer gediegenen Erziehung verloren! — Der Keinertrag, den die Humanitas einmal

abwerfen wird, soll dazu bestimmt werden, Freistellen in meinem Hause zu gründen, d. h. die Kosten für die Erziehung unbemittelter, aber gutgearteter, talentvoller Knaben in meinem Institute zu ermöglichen. Vielleicht findet sich einer oder der andere Menschenfreund unter meinen Lesern, dem die Mittel gegeben sind, hier Gutes zu wirken, und nicht nur Humanistik zu lesen, sondern auch zu üben.

So möge denn die Humanitas ihre Wanderung unter die Menschenkinder antreten! — Möge man ihr überall ein Plätzchen am Heerd der Familie gönnen, möge man derselben ein williges Ohr leihen, und überall freundliche Gesichter und wohlwollende Herzen entgegenbringen, wie es Brauch ist unter Menschen, die eines guten Willens sind.

Und damit Gott befohlen.

Silzig, Weihnachten 1878.

Episteln

über

Mensenthum und Sittlichkeit.

1. Bekanntschaft mit dem Herausgeber.

Lieber Leser! Bevor ich mit meinen Betrachtungen über Mensenthum und Menschen-
glück, was man so nennt, mit der Thüre mitten ins Haus hineinfalle, müssen wir beide doch erst Bekanntschaft mit einander machen. — Zuerst möchte ich Dich bitten mir zu erlauben, Dich mit dem Wörtchen Du anzureden; es liegt doch immer etwas Gemüthliches in diesem Wörtchen, es hat wirklich eine zungenlösende — nein, besser eine federlösende Kraft, und man kann dabei viel besser mit der Sprache heraus. —

Du möchtest nun zuerst wissen wer ich bin, daß ich es wage, Dir in der Humanitas etwas vorzupredigen, ein Recht, welches Du sonst nur einem Geistlichen einzuräumen gewöhnt bist. Nun weiß ich nicht, welches die Erfordernisse sind, die Du einem Kanzelredner für die Einräumung des Predigerrechtes abverlangst. Was das Alter anbelangt, so habe ich vor manchen andern jungen Predigern noch einige Jahre voraus, denn ich habe das halbe Jahrhundert schon hinter mir. — Ist es die Gelehrsamkeit, d. h. glaubst Du, daß nur ein studirter Mann den Leuten zu predigen sich anmaßen darf? — Ich kann damit auch aufwarten, und glaube hierin wieder

etwas vor einem Geistlichen voraus zu haben, wenn derselbe nichts anderes als seine Theologie versteht.

— Ich habe meine 8 Semester auf der hohen Schule redlich studirt, ohne in einem Convict gewesen zu sein; ich habe es aber dabei umgekehrt gemacht, wie die angehenden Theologen im Convict es oft machen, die alles andere als Theologie studiren, und blos Theologen heißen; ich habe nie Theologe geheißt, aber wohl studirt, jedoch nicht im Convict, sondern in den philosophischen und naturwissenschaftlichen Hörsälen, in dem physikalischen und chemischen Laboratorium, und im naturwissenschaftlichen Seminar. Mit alten Pergamenten und Folianten habe ich mich auch nicht viel befaßt, keine Dogmatik und Exegese getrieben — aber ich habe um so fleißiger in dem großen Buch der Natur gelesen und mich um die Welt- und Menschengeschichte bekümmert. In der Geschichte interessirte mich besonders das Schicksal der Völker insofern, als ich die staatlichen Einrichtungen und das Religionswesen derselben mit dem Maßstabe der gesunden Vernunft und der ethischen Ideale maß, und herauszufinden suchte, warum die Menschenvölker diese oder jene Schicksale hatten, warum ihnen Glück oder Unglück auf ihrem Lebenswege begegnete, — warum sie schließlich oft elend zu Grunde gingen oder in die Hände eines

Groberers und Unterdrückers fielen. — Siehst Du, lieber Leser, das ist auch Gotteswissenschaft oder Theologie, denn ich fand darin überall das Walten der göttlichen Vorsehung, oder, wenn es Dir besser gefällt, die Bestätigung, daß in der Welt eine sittliche Ordnung existirt, daß nach den ewigen Gesetzen der ursachlichen Verkettung und der damit verbundenen persönlichen Freiheit des Menschenwillens jedes Volk, sowie jeder einzelne Mensch seines eigenen Glückes Schmied ist; daß jedes Unglück aus einer Ursache herrührt, nämlich der unbewußten oder bewußten Uebertretung der sittlichen Weltordnung. Die eigentliche Theologie habe ich doch nicht so ganz vernachlässigt, wenigstens in einer Hinsicht, nämlich in Bezug auf die Kirchengeschichte, und überhaupt die Geschichte des Religionswesens. — Ich kann Dir sagen, lieber Leser, nichts von allem, was ich studirt habe, hat mir soviel zu denken gegeben, als das. — Ich weiß ja nicht, ob Du Christ, Jude oder Türke bist — Du weißt ja auch nicht, welcher Religion ich angehöre — also in diesem Punkte kennen wir uns noch nicht. — Das ist aber auch gar nicht nöthig, lieber Leser, es genügt vollständig, daß wir beide Kinder derselben Gotteswelt sind, daß wir Menschen sein wollen, und wenn Du zudem ein guter Mensch bist, oder doch gerne sein möchtest, dann bist Du mir ebenso lieb und werth wie ich mir selber bin. — Aber eines erwarte ich von Dir, nämlich, daß Du nicht irgend einen andern Menschen wegen seiner Religion oder seiner Andersgläubigkeit anfeinden wirst, weil Du meinst, Deine Religion sei die einzig wahre und ächte. Um diese irriige Meinung in Dir von vorne herein zu berichtigen, sage ich Dir, daß derjenige, welcher Andere ihres Glaubens wegen schief ansieht, und sich allein für den Gottbegnadeten hält, damit den sicher-

sten Beweis gibt, daß seine Religion, wenn sie ihm dies zur Pflicht machen sollte, nicht die ächte ist, oder wenigstens, daß er dieselbe falsch versteht. — Der Kern aller Religion ist Liebe — Menschenliebe — Gottesliebe, und diese verträgt sich nun und nimmermehr mit Intoleranz. Doch, um nun wieder auf meinen Punkt zurück zu kommen, das Studium der Menschenreligionen ist eins der interessantesten und nützlichsten für mich gewesen, und jenachdem es sich später macht, will ich Dir daraus hier und da etwas Interessantes mittheilen. Jetzt will ich Dir nur so viel sagen, daß es auf der Welt viele hunderte von Religionen gibt, daß sich dieselben mit den Menschen an Zahl immer vermehrt haben. Wie dies zugeht, haben wir seit 30 Jahren mit unsern Augen gesehen, ich erinnere an die Freireligiösen, Deutschkatholiken, Altkatholiken &c. — Aber was an allen Religionen charakteristisch ist, — sie beanspruchen alle die alleinrichtige zu sein. — Wenn sie es bloß glauben und nicht praktisch an den Mitmenschen anwenden, dann geht's noch, aber es ist doch sonderbar. — Wer hat nun Recht? weißt Du das, lieber Leser? — Ich hoffe wenigstens, Du wirst nicht anmaßend und intolerant sein, und mir beistimmen, wenn ich sage, jede Religion ist gut, sobald sie nur die Menschen- und Nächstenliebe aufrichtig hegt und pflegt, Gott aufrichtig sucht und verehrt. — Hüte Dich aber vor Solchen, die Dir sagen, man brauche gar keine Religion zu haben. — Doch jetzt genug von der Theologie, lieber Leser, nicht wahr, du gestehst mir zu, daß ich auch ein wenig Theologe bin. — Ich habe von je her mit großer Vorliebe die Naturwissenschaften gepflegt. Es lag ein geheimer Zug zur schönen Gottesnatur in mir, den ich früher wohl nicht so verstanden habe, und der

wohl in jedem gut und natürlich angelegten Menschen sein wird, — aber jetzt bin ich mir klar bewußt, daß es gerade das göttliche Walten in der Natur war, was mich so mächtig anzog. In den schwärmerischen Studentenjahren war es namentlich die Pflanzenwelt, welche mich ganze Nachmittage draußen in Berg und Thal, in Feld und Wald fesselte. Dieser Freude an der Botanik habe ich es zu verdanken, daß ich jetzt, wenn ich draußen bin, überall die Freunde meiner Jugend wiederfinde, und die Jugendfreundschaften sind ja die dauerhaftesten. Die Pflanzen schauen mich alle wie alte Bekannte an, und nicken mir zu, als wenn sie mir sagen wollten: „Du, weißt Du noch, wo wir uns zum ersten Male kennen gelernt haben? da, an dem schönen Plätzchen im Walde, oder da oben auf dem Berge mit der schönen Aussicht, oder an jenem plätschernden Bach, an dem melancholischen Teiche u. s. w.“ Und so wandle ich denn draußen immer unter alten Bekannten und Freunden, welche mir tausend schöne Erinnerungen ins Gedächtniß zurückrufen. Die Bekanntschaften von damals waren freilich nur sehr oberflächliche, — ich begnügte mich mit dem Namen und mit der äußern Erscheinung der Pflanzen, gerade so wie man sich überhaupt einbildet, man kennt die Leute, wenn man weiß wie sie heißen, und wie sie aussehen. — Namen? — sie sind gar nichts; — was Einer ist, wie er denkt, was er kann und weiß, wie er lebt, was er den Menschen thut und leistet, — das ist die Hauptsache, — darauf kommt's an, lieber Leser, nicht darauf, ob er Hans oder Klas heißt. — Erst als ich nun den großen Kreis meiner Bekanntschaften auch ihrem Leben nach besser verstehen lernte, da wurden sie mir noch einmal so lieb, — denn ich fand überall Wunder über Wunder, und an

Wundern erkennt man ja die Gottheit. — Die Minerale und Felsarten waren mir von Anfang an nicht so sympatisch, wie Pflanzen und Thiere, weil ich, in letzteren namentlich, das mir Verwandte wiederfand; aber auch die Steine und die Berge sprechen eine große und tief sinnige Sprache, welche ich seitdem verstehen gelernt habe. Sie erzählen uns von längst vergangenen Jahrtausenden, woher keine andere Kunde zu uns dringt, als was auf diesen Seiten des großen Buches der Natur geschrieben steht. Sie lehren uns Schlüsse ziehen über das Alter und die Entwicklung unseres Erdkörpers, und sagen uns, daß Jahrtausende Nichts bedeuten in diesem Riesengange der ewigen Natur. — So öffnete sich denn mit jedem Weiterdringen in das Reich der Natur eine neue Welt von Schönheiten und Wundern. Als ich in der Physik die Unendlichkeit der Erscheinungen, in der Chemie die Zusammensetzung, Bildung und Zersetzung der Stoffe, aus denen die ganze Welt und wir selbst zusammengesetzt sind, verstehen lernte, — da wollte diese Vielheit, diese Mannigfaltigkeit mich verwirren, weil ich derselben eine ebenso große Vielheit von Grundursachen unterzuschreiben geneigt war. — Allmählich aber fing ich an zu begreifen, daß diese tausend Erscheinungen, diese tausend, scheinbar verschiedenen Kräfte, doch nicht ohne innern Zusammenhang waren, daß sie nur scheinbar jede für sich zu arbeiten scheinen, — daß sie aber in Wirklichkeit nur ebensoviele kleine Rädchen in dem Getriebe der großen Weltenuhr seien, daß sie alle in einander greifen, nach einem einzigen Plane arbeiten, — daß zwar jedes für sich da zu sein scheint, aber doch nur eins für das andere da ist und daß alle nach demselben Ziele hinarbeiten. Da erkannte ich einen einzigen Baumeister, einen weisen, unendlich guten und liebe-

vollen Gott viel besser und tiefer, als ich ihn früher jemals in meinem Katechismus gefunden hatte. — Und nun wirft man von gewisser Seite den Naturwissenschaften vor, daß sie von Gott abziehen. — Thorheit! — Obgleich ich ein Feind aller kirchlichen Anmaßung bin, so will ich doch gerade diese gewisse Richtung, woher der angedeutete Vorwurf kommt, hier vor Deinen Augen, lieber Leser, eines bessern belehren. Ich bediene mich dazu nicht meiner eigenen Ueberzeugungsgründe, sondern lasse einen Mann reden, der mir ob dieser Schutzrede zur Bertheidigung der Wissenschaft eine hohe Achtung einflößt, obgleich gerade von dem Plaze, den derselbe jetzt einnimmt, seit vielen Jahrhunderten viel Schlimmes hergekommen ist. Aber das Gute und Wahre müssen wir überall hochachten. Ich habe diese Apologie der Wissenschaft von dem frühern Bischofe von Perugia (jetzt Leo XIII.) in meiner Vorrede zu meinem „Katechismus der reinen Sittenlehre“ wörtlich angeführt, denn, in der That kann etwas Besseres und Trefflicheres, über den besagten Punkt zur Widerlegung obigen Vorwurfes, gar nicht gesagt werden, und möchte namentlich gegen oben angedeutete Richtung um somehr von Gewicht sein, weil es aus solchem Munde kommt, dessen Geist ja jetzt die Stelle von Gottes Geist auf Erden vertreten soll. Der obengenannte Bischof hat die nachfolgende Bertheidigung der Wissenschaft seinen Diözesanen in einem Hirtenbriefe kund gethan, und wir lassen davon hier einen Auszug folgen. Es ist in diesem Briefe die Rede davon, daß das Seelenheil des Menschen höchstes Ziel sei, und daran anschließend heißt es wörtlich: „Aber es ist deshalb nicht zu sagen, daß die Kirche der Wissenschaft, dem Studium der Naturwissenschaften feindlich ist, daß sie den Erforschungen der Natur-

kräfte, und ihrer Benutzung für die Zwecke des Menschen, für die Befriedigung seiner Bedürfnisse entgegen ist. — Kann die Kirche etwas lebhafter wünschen als die Verherrlichung Gottes? als die Erkenntniß des erhabenen Werkmeisters, die sich in seinen Werken offenbart? — Wenn das Weltall das Buch ist, in welchem auf jeder Seite der Name und die Weisheit seines Schöpfers zu lesen und zu erkennen sind, wie liebevoll, wie hingebend wird ihn derjenige verehren, der sich voll und ganz in das Studium dieses Buches der Schöpfung versenkt? Wenn es genügt, zwei Augen im Kopfe zu haben, um zu erkennen wie die Sterne den Ruhm des Himmels verkünden, wenn es genügt, zwei Ohren zu haben, um zu vernehmen, wie ein Tag dem andern das Lob des Höchsten wiederholt, und wie die Nacht der Nacht die Geheimnisse der göttlichen Weisheit verkündet; um wie viel tiefer muß nicht demjenigen die Allmacht und Allweisheit der Gottheit einleuchten, der den Blick verständnißvoll zum Himmel und in die Tiefen der Erde wendet; dem das Atom und die Pflanze und jeder kleinste Zweig den Beweis in die Hand geben, wie der höchste Geist überall das Maß und das Gewicht bestimmt hat. (Luc. 12. 50.) Und ihr wolltet, daß die Kirche grundsätzlich solche Studien anfeindete, oder mit kalter Gleichgültigkeit Forschungen betrachtete, die so kostbare Früchte tragen? daß sie eigensinnig darauf beharrte, dies Buch verschlossen zu halten, damit Niemand in demselben lese? Nur der, welcher die heiligen Flammen des Eifers unterschätzt, die in dem Herzen der Kirche erglühn, kann sie eines ähnlichen Irrthums für fähig halten.“ — „Aber in der Kirche ist neben dem Eifer für die Ehre Gottes noch ein anderes, ebenso starkes Gefühl le-

bendig — die Liebe für den Menschen 2c.“ — Nachdem er nun auseinandersetzt, daß der Mensch ein Recht habe, sich zum Herrn und Beherrscher der Erde zu machen, und daß nichts der Kirche so sehr am Herzen liege, als daß der Mensch dieses Ziel verfolge, sagt er.“ Und dieses Ziel kann er nur erreichen, wenn er als König alles Erschaffenen die Schleier zerreißt, die ihm seinen Besitz verhüllen, wenn er sich nicht auf dasjenige beschränkt, was er unter seinen Augen und unter seinen Händen hat, sondern, wenn er in die innersten Geheimnisse der Natur eindringt, wenn er die Schätze der Kraft und der Fruchtbarkeit sammelt, die in ihr verborgen liegen und sie verwendet zu seinem und seiner Mitmenschen Besten. — Wie schön und erhaben erscheint der Mensch, wenn er den zündenden Blitz unschädlich zu seinen Füßen niederfallen macht; wenn er den elektrischen Funken zu sich entbietet und ihn als den Boten seines Willens durch die Tiefen der Meere, über die höchsten Gipfel der Berge und über die ödesten Weiten entsendet. Wie glorreich zeigt sich der Mensch, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm seine Flügel zu leihen, und ihn mit der Schnelle des Windes über Länder und Meere zu tragen? Wie mächtig zeigt er sich, wenn er mit seinem Geiste eben diese Kraft gefangen nimmt und einbannt, und sie zwingt, in vorbereiteten Wegen der todten Masse Bewegung und so zu sagen Verstand zu verleihen, damit sie sich an den Platz des Menschen stellend ihm die härtesten Anstrengungen erspart! Und sagen wir uns, ist in dem Menschen nicht Etwas wie ein Funke von dem Geiste seines Schöpfers, wenn er das Licht erzeugt und es leuchten macht durch das nächtliche Dunkel unserer Städte, daß die Straßen und die Säle und die Paläste in hellem Tagesglanze

strahlen? Die Kirche, welche dies weiß und erkennt, ist weit entfernt dieser Herrschaft des Menschen über die Natur Schranken setzen zu wollen! Sie freut sich ihrer und jubelt ihr zu! — Und andererseits, welche Gründe könnte die Kirche haben, eifersüchtig auf die wunderbaren Fortschritte und Entdeckungen zu sein, welche die Wissenschaften in unsern Tagen gemacht haben? Ist in ihnen etwas, das im Entferntesten dem göttlichen Recht und dem Glauben schaden könnte? Bacon von Verulam, der berühmte Physiker schrieb: daß die Wissenschaft schluckweise getrunken von Gott entfernt; aber in vollen Zügen genossen zu ihm zurückführe. — Dieser goldene Ausspruch ist auch heute noch wahr, und wenn die Kirche zurückschreckt vor den Gefahren, welche diejenigen Hochmüthigen herbeiführen können, die Alles verstanden zu haben wähnen, weil es ihnen gelang, von Allem einen leisen Anflug zu gewinnen; so vertraut sie zuversichtlich jenen Andern, die sich voll und ganz dem Studium der Naturwissenschaften hingeben; denn sie weiß, daß dieselben auf deren Boden die unwiderleglichen Zeichen von Gottes Allmacht, Allweisheit und Güte finden werden. Wenn Jemand, der Naturwissenschaften treibt, sich dabei vom Schöpfer abwendet, so ist das nur ein Zeichen, daß das Herz desselben schon von unlautern Leidenschaften vergiftet gewesen ist. Er wird ein Gottesleugner, nicht weil, sondern ob schon er den Wissenschaften oblag, welche in Andern edle Wirkungen erzeugen. — Copernicus war tief religiös, Kepler dankte dem Herrn für die Freuden, für die Entzückungen, welche der Herr ihn in der Betrachtung seiner Werke hatte genießen lassen. Galilei kam in seinem Studium zu dem Resultate, daß die heilige Schrift und die Natur gleichmäßig von Gott

entstammen. Linné entbrannte in dem Studium der Naturwissenschaften zu solcher Begeisterung, daß die Worte seines Mundes wie ein Psalm erklangen. „Unerwägter Gott,“ ruft er aus, unermesslich, allwissend, allmächtig hast Du Dich mir in sicherer Weise in Deinen Werken enthüllt, und ich bin hingerissen worden von staunender Bewunderung! In allen Werken Deiner Hände, in den kleinsten und kaum sichtbaren, welches Können! welche Weisheit! welche unbeschreibliche Vollkommenheit!“ — Die Nützlichkeit, welche die Schöpfung für uns hat, beweist die Güte dessen, der sie gemacht hat; ihre Schönheit und Harmonie beweisen seine Weisheit; ihre Erhaltung und ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit beweisen seine Macht!“ — So viel von den Aussprüchen des Cardinals Pecci. — Kann wohl etwas Schöneres und Zutreffenderes zum Schutze der natürlichen Offenbarungen gesagt werden? —

Die Naturwissenschaften haben mir erst eine rechte Vorstellung von Gottes Größe und Weisheit gegeben, und waren mir eine nothwendige Basis zu den darauffolgenden philosophischen Studien, woraus das bisher Geahnte und Vermuthete sich zu einer festen Erkenntniß und zu einem sehenden Glauben entwickelte. Jetzt ist mir von allen Studien die Philosophie am liebsten, denn sie ist ja die Liebe zur Weisheit, und so lange aus dem Wissen keine Weisheit wird, hat es noch nicht den rechten Werth. Aber es ist für den denkenden und suchenden Geist wahrlich keine kleine Arbeit, lieber Leser, sich durch das verworrene Labyrinth der Philosophie hindurch zu arbeiten. Da gibt es manche verlockende Gänge und Kammern, welche uns anziehen ihnen zu folgen und einzutreten, aber sie bieten dem bedürftigen Herzen und dem immer weiter strebenden Geiste nicht die Befriedigung, die sie gesucht, und

wir sind genöthigt wieder den Weg zurückzugehen, um den Punkt wieder zu finden, wo wir uns verirrtten. Viele bleiben in den labyrinthischen Gängen und Kammern stecken, und können sich nicht mehr herauswinden, weil sie den Ariadnesfaden nicht benutzt haben, der sie wieder zurück zu ihrer ursprünglichen Welt und Heimath führen könnte. Sie versinken in dem Schlamme des Materialismus, oder verlieren sich in dem noch größern Labyrinth des Pantheismus, oder sie schweben in einem sich in engem Kreise drehenden Mystizismus umher. — Ich habe meinen Ariadnesfaden immer festgehalten, und ich glaube, daß es mein nach allem Schönen in Natur und Kunst, namentlich der klassischen Musik, mächtig hingezogenem, mit starkem Gefühl für Liebe durchwebten Geiste war, der in all den genannten philosophischen Systemen nie genug fand, nie die Befriedigung empfinden ließ, nach der er durstete. Ich habe diese geistige Entwicklungsgeschichte in einer Serie von Erziehungsbriefen an einen jungen Freund genauer geschildert, die ich auch seiner Zeit einmal zu veröffentlichen gedenke, und begnüge mich hier mit der Bemerkung, daß unsere materialistische Philosophie in der unsere Zeit und unsere ganze Generation kennzeichnenden Gefühlsarmuth, namentlich in der sehr verkümmerten Anlage für Liebe, Schönheit und Idealität ihren Ursprung hat. Es sind dies sehr interessante, aber auch sehr wichtige Themata, die ich meinen spätern Episteln und der zweiten Abtheilung dieser Zeitschrift (Abhandlung der zu ächtem Menschenthum nothwendigen Begriffe) vorbehalten muß. Ich habe mich also aus dem Labyrinth der philosophischen Verirrungen glücklich herausgearbeitet, und erfreue mich seitdem der innern Seelenruhe, welche allen Kleinigkeiten und Widerwärt-

tigkeiten des Lebens nicht mehr das Recht einräumt, unser Glück zu stören. So ist ja die Wanderung des Menschen auf der Erde einer Bergbesteigung zu vergleichen, die wir unter großen Beschwerden und Mühseligkeiten durchführen, um endlich auf dem Gipfel den Leib in dem reinen Aether und Licht zu baden, und die Brust frei zu fühlen von allem, was unten in der Tiefe beengte. Durch schöne Wiesenthäler führt der Weg, den murmelnden Bach entlang, der uns einladet, zu verweilen und Rast zu halten, — dann durch tiefe Schluchten, wo wir uns bedrückt fühlen, und den dumpfen Druck der Enge und Dunkelheit auf uns lasten haben; zuweilen ersteigen wir kleine Gipfel, und erfreuen uns der lieblichen Umgebung, aber plötzlich verdunkelt sich alles, ein Gewitter bricht herein, und wir glauben unzu kommen unter der Gewalt der Elemente. — Dann nimmt uns der dunkle Wald auf, wir sehen nicht um uns, wir verfolgen unsern einsamen Weg, — da — auf einmal trennen sich die Wege, welchen werden wir nehmen? — Nehmen wir den falschen, so mag er uns leicht an Abgründe führen, an denen der

Fuß strauchelt, und wir hinabstürzen, vernichtet, zerschellt. — Glückselig derjenige, welcher einen sichern Führer auf einer solchen Wanderung hat, der ihn endlich wohlbehalten zum Gipfel und zu dem langersehnten aber sauer verdienten Standpunkte der freien Aussicht bringt. Das, mein lieber Leser, ist in kurzen Zügen der Weg, den ich durchs Leben gemacht habe, und ich hoffe, daß Du mir nun nicht mehr übel nehmen wirst, daß ich meinen Mitmenschen von meinen Erfahrungen etwas mitgebe. Auch die Lebensstellung, welche ich mir selbst geschaffen habe, nämlich der Beruf eines Lehrers und Erziehers, in welchem ich mir überall Anerkennung und Achtung erworben habe, — werden es Dir nun nicht mehr als eine Annäherung erscheinen lassen, wenn ich als Lehrer der Humanität auf trete. Mein Hauptmotiv ist ja die Nächstenliebe und der Wunsch Gutes zu wirken, und diese gute Absicht möge meine Leser mit den Unvollkommenheiten ausöhnen, die dem Werke anhaften, und für dessen Verbesserung durch gute Rathschläge ich immer sehr dankbar sein werde.



Unsere sittlichen Begriffe

im

Lichte des Humanismus.

1. Begriffe und deren Bedeutung als Träger der Cultur.

Unsere Cultur ruht auf unserer Weltanschauung, diese wieder auf der Anschauung von der Natur und speziell dem Menschen. Der Mensch, obgleich er als ein Doppelwesen aus Körper und Geist aufgefaßt werden muß, ist in seinem irdischen Leben ein Individuum, d. h. ein Untheilbares. Von dem richtigen Verständniß dieses Menschenwesens also wiederum hängt unsere Cultur, unsere Sittlichkeit und natürlich unser ganzes Wohl ab. Wir haben es uns darum in dieser Zeitschrift zur Aufgabe gemacht, das Menschenwesen und Menschenthum zu beleuchten, um darauf unsere Sittlichkeitsgesetze, unsere Moral, zu gründen. Alle Anschauungen, worüber auch immer sie sich erstrecken mögen, ruhen auf Begriffen, d. h. auf den Vorstellungen von den Dingen, worüber die Anschauungen sich erstrecken sollen. Sie sind demnach ein Produkt des menschlichen Geistes, und da ich meinen Lesern die Nothwendigkeit und Bedeutung der Begriffe zum Verständniß bringen möchte, bin ich allerdings genöthigt, sie in ein Gebiet zu führen, was in der Regel nur von studirten Leuten betreten wird, nämlich die Psychologie, oder die Lehre von der menschlichen

Seele. Wenn unser höheres Unterrichtsweisen meinen Ansichten und Wünschen gemäß organisirt wäre, so müßte dieser Zweig der Philosophie schon in den obern Klassen aller Lehranstalten eine bedeutende Stelle im Unterrichtsplane einnehmen. Ich bin Jugenderzieher, und habe gefunden, daß die Aufgabe des Erziehens, wenn sie sich über den ganzen Menschen erstrecken soll, von Seiten des Lehrers sowohl wie von Seiten der Schüler eine unausführbare ist, wenn nicht die innere Welt des Menschen, seine Seele, in welcher man doch Gedanken, Ideen wecken soll, auch in ihrer innern Einrichtung selbstredend dem Lehrer, — aber auch dem heranwachsenden selbst beobachtenden und denkenden Schüler erschlossen wird. Ich muß also meine Leser bitten, mir auch dahin, in das Manchen unbekanntes und dunkle Gebiet zu folgen, d. h. hier nur in soweit, als es zum Verständniß dieser Auseinandersetzungen nöthig ist.

Daß der menschliche Körper ein sehr zusammengesetztes Ding, und dennoch ein untheilbares Ganzes ist, weiß jeder aus der Naturgeschichte. Dieselbe Vorstellung müssen wir auch vom menschlichen Geiste fassen, wenn wir ihn richtig verstehen wollen. Er setzt sich aus Theilen zusammen, deren jeder zwar für sich arbeiten kann, aber, wenn er dem Zwecke seines Daseins ent-

sprechen soll, doch im Dienste des Ganzen arbeiten muß. So wie jedes Sichloslösen vom Ganzen, jedes für sich selbst sein Wollende krankhaft wird, so sind auch die Theile des Geistes, z. B. das Gedächtniß, oder die Phantasie, wenn sie für sich bestehen wollen, etwas Krankhaftes, unter Umständen als Verrücktheit Erscheinendes. — Ich kenne einen jungen Mann, der gerade an dem eben angedeuteten Fehler krank ist, und dadurch den Eindruck der Geistesstörung hervorbringt. — Nehmen wir zunächst den Körper, als das Analoge, zum Vergleichungspunkte. Da sehen wir jeden Theil, obgleich er ein Ganzes für sich ist, doch nur in seiner Bedeutung als Organ, als ein Werkzeug zur Verrichtung einer Arbeit, die dem ganzen Menschen zu gute kommt. Der Magen verdaut, die Augen sehen, die Ohren hören, die Zunge schmeckt, — aber sie alle arbeiten nur für das Ganze. — In den Sinnen tritt uns ja auch schon die obenangedeutete Untheilbarkeit des Ganzen vor Augen. — Wie schwierig würde es sein, auseinander zu halten, wie viel von dem Geschmeckten, Gerochenen, Gefühlten auf Rechnung des Körpers, und wie viel auf Rechnung des Geistes zu schreiben sei. Die Sinne sind ja die nach außen hin auf Recognoscirung entsendeten Rundschafter des Geistes, und was sie dem Geiste bringen, muß dieser ebensowohl für den Körper, als für sein eigenes Denkleben verwerthen. — Dieser letztere Punkt, daß die Sinne also für unser Denkleben das Material schaffen, bringt uns auf die Entwicklung des Wortes „Begriff“. Wie der Mund, Magen, &c. aus den Speisen Nahrung für den Körper herstellen, so sind unsere Sinne gewissermaßen der Mund des Geistes. Was die Sinne dem Geiste an Nahrungstoff liefern, kann in dieser Form, ebensowenig wie die körper-

liche Nahrung nicht direct zum Aufbau des Körpers verwendbar ist, zum Aufbau des Geistes verwendet werden. — Es muß erst in die Werkstatt der Verstandes- Organe wandern, und dort zu Baumaterial umgearbeitet werden. Was nämlich der ganze Verdauungsapparat dem Körper ist, das ist der menschliche Verstand dem Geiste. Sowie der Verdauungsapparat als Gesamtorgan seine untergebenen Organe hat, so hat auch der geistige Verdauungsapparat, der Verstand, seine Handlanger und Mitarbeiter. — Als solche wollen wir 1) die Sinne, 2) die Vorstellungsgabe, 3) die Gabe des Erkennens und Unterscheidens der Merkmale, 4) die Fähigkeit zu vergleichen, 5) die Fähigkeit, das Gemeinjame vieler Vorstellungen zu abstrahiren, herauszugreifen und zu einem Begriffe formen, wozu eine gewisse Urtheilskraft unerlässlich ist, in sofern als beurtheilt werden muß, welche Merkmale fallen zu lassen, und welche festzuhalten sind.

Geben wir nun für das Gesagte in Kürze ein Beispiel.

Das Auge sieht ein Object, berichtet dem Geiste, es entsteht eine Vorstellung, welche im Gedächtniß festgehalten wird, bis das Auge wieder Bericht über ein anderes dem vorhergehenden ähnliches Ding erstattet, worüber sich dann eine zweite Vorstellung bildet. Diese letztere wird mit der, im Gedächtniß haftenden ersten Vorstellung verglichen, die Gleichheit und Verschiedenheit der Merkmale constatirt, die gleichen Merkmale werden festgehalten als dem Dinge wesentliche, die ungleichen fallen gelassen als unwesentlich. Alle wesentlichen Merkmale nun zusammengefaßt, bilden dann das Resultat dieser Denkarbeit, den Begriff. Was sich in vorliegendem Beispiele an sinnlich wahrnehmbaren Objecten vollzieht, und als Ergebnis den konkreten

Begriff, das Dingwort, gewinnt, das geschieht auch an den auf unser inneres Gefühl sich beziehenden Eindrücken, sowie an den schon dem Denkleben gewonnenen Begriffen. Sie werden im Verstande immer verglichen, gesondert, zusammengefaßt, und es entstehen dann eine neue Art von Begriffen, die, weil sie reine, aus der Gedankenwelt entnommene oder abstrahirte sind, im Gegensatz zu obigen konkreten Begriffen, Gedankenwörter, abstracte Begriffe genannt werden. Sie werden auch den Vorstellungen, die wir aus dem Zustande oder den Erscheinungen der Dinge schöpfen, entnommen. Z. B. Schönheit ist ein Begriff, der keinem Dinge entspricht, sondern nur den Eindruck der Dinge auf das Gefühl bezeichnet. — Tugend bezeichnet keinen Menschen und auch kein Ding am Menschen, wohl aber eine Handlungsweise oder vielmehr die aus den Handlungen entommene Vorstellung von der Gesinnung und den Motiven der Handlungen. Dieselbe Handlung, also das in die Sinne fallende, kann, je nach der Gesinnung und den Motiven in einem Falle Tugend ankünden, im andern Falle nicht.

Diese letztere Art von Begriffen sind es, welche für unsern Zweck, d. h. zur Beleuchtung der ethischen Seite des Menschen in der Ueberschrift unter „sittlichen Begriffen“ verstanden sind, und für die ganze Cultur und den sittlichen Zustand der menschlichen Gesellschaft von der allergrößten Wichtigkeit sind. Solche Begriffe sind z. B. Ehe, Freundschaft, Liebe, Glück, Glaube, Treue, Ehrlichkeit, Religion, Sittlichkeit und viele andere. Wie kann man erwarten, daß unsere Jünglinge und Jungfrauen glückliche Ehen schließen werden, wenn sie keine richtigen, sittlichen Begriffe von Ehe, Liebe, Religion, Sittlichkeit haben? Warum sind die Geschäfte so faul? — Bloß weil die Begriffe „Geschäft,

Ehrlichkeit, Wahrheit, Treue, Pflicht zc.“ so faul sind. — Warum sind unsere Gerichte so überlaufen? Doch gewiß nur deswegen, weil eine Menge Menschen nicht mehr klar wissen, was Recht, Rechtschaffenheit, Redlichkeit zc. sind. — Als wir auf den Gedanken kamen, daß wir in einer Zeitschrift auch etwas für die Besserung der Menschen thun könnten, und auf die Gründung dieser Zeitschrift verfielen, haben wir reiflich darüber nachgedacht, wie das anzufangen sei, und wir kamen von selbst zu der Nothwendigkeit, neben der Entwicklung des Menschenthums eine Klärung der sittlichen Begriffe vorzunehmen, wenn wir unsere Arbeit gründlich thun, wenn wir im Dienste der Verbesserung und des Menschenglückes arbeiten wollten. Wir würden thöricht handeln, wenn wir den morsch gewordenen Bau der Menschengesellschaft auszubessern unternehmen wollten, und würden uns nicht zunächst um das Material bekümmern, aus denen er besteht, und dies sind die sittlichen Begriffe. — Das große Haus der Menschheit, worin das Menschenglück wohnen soll, ist unwohnlich geworden, darum müssen wir es noch bei Zeiten nachsehen, alles Falsche und Schlechte entfernen, und Neues, Gutes, dem Zwecke entsprechendes an die Stelle setzen, wir müssen also unsere Begriffe klären. —

2. Cultur.

Cultur und Culturkampf sind Wörter, die heutzutage in allen Zeitungen und Jedermanns Munde sind. Cultura bedeutet „Pfleger, Entwicklung, Vervollkommnung, und dies ist auch heute noch der allgemeine Sinn des Wortes „Cultur.“ Es kommt nur darauf an, was gepflegt, entwickelt, vervollkommnet wird; und mit Rücksicht auf das Object spricht man von Agrikultur, Obstkultur zc. — Wir aber fassen

das Wort in einem sittlichen Sinne auf und bezeichnen damit die Pflege des Menschenwezens, sowohl seiner körperlichen, wie seiner geistigen Seite nach. Wir fassen also den Begriff doch auch wieder etwas weiter auf, als es in der Culturgeschichte geschieht, wo man nur die Entwicklung des Menschengesistes damit meint. Da wir den Geist hier nicht von dem Menschenwesen trennen, verstehen wir unter dem Worte „Cultur“ die Pflege, Entwicklung und Bervollkommnung des Menschenwesens in seinem ganzen Umfange. Es ist selbstverständlich, daß wir in dem Menschenwesen etwas Entwicklungsfähiges, Kulturfähiges ansehen, wie wir das noch besonders betrachten werden.

3. Arbeit.

Wenn wir den Begriff Arbeit in unserm Sinne, d. h. in den Beziehungen zur Sittlichkeit beleuchten wollen, so haben wir die national-ökonomische Seite desselben weniger im Auge. In letzterer Hinsicht ist die Arbeit eine Thätigkeit, die zum Zwecke den Wohlstand oder Reichtum des Individuums, der Familie oder des Volkes hat; und man stellt dann auch die Arbeiter, den Arbeiterstand den Nichtarbeitern, blos Besizenden, gegenüber. — Es gab Zeiten, wo es als ein Vorrecht, oder einen Vorzug galt, nicht zu arbeiten, und nur den Spielen und Vergnügungen zu leben. Wir sind Gott sei Dank darüber hinaus, wenn auch gleich heute noch eine große Menge Menschen von der Idee ausgehen, Arbeit sei eine Last und störe das Glück, und deswegen ihr ganzes Streben dahin richten, soviel zu erwerben, daß sie nicht mehr zu arbeiten brauchen. Es hat auch Zeiten gegeben, wo die Nichtarbeitenden, Besizenden das Vorrecht, das ihnen die einmal herrschende Meinung einräumte, dazu benutzten, um die

Arbeitenden zu ihren selbstfüchtigen Zwecken auszusaugen und zu unterdrücken. Wir können hier darauf nicht weiter eingehen, wir deuten nur den Gegensatz an, der sich durch die Geschichte aller Völker hindurchzieht. — Aus diesem Gegensatz hat sich, mit dem erwachten Bewußtsein der Arbeitenden eine große Kluft zwischen Arbeitenden und Nichtarbeitenden aufgethan, welche sich schon lange als ein großer klaffender Riß durch die Menschheit hinzieht, und bei allen Gelegenheiten sich mit den politischen Umständen vermischt und viele Opfer verschlungen hat. Neuerdings scheint dieser Riß in dem Socialismus und Nihilismus Miene zu machen, als ob er unsere ganze Cultur verschlingen wollte, so daß die Regierungen genöthigt waren, zu besondern Ausnahmegesetzen ihre Zuflucht zu nehmen, um einen Theil der Gesellschaft gegen den andern zu schützen. Wenn wir sehen, daß dieser Zwiespalt in den Volksvertretungen zu einem offenen Kampfe geworden, und auch sonst überall unter der Asche glimmt und uns sogar die Symptome des Fürstenmordes zeigt, so müssen wir in der That mit allem Ernste diesen Zuständen unsere Aufmerksamkeit widmen.

Bei näherer Beleuchtung und bei der Frage, woher denn eigentlich die Erbitterung der Arbeiterklasse rührt, können wir uns nicht verhehlen, daß dabei wieder eine große Begriffsverwirrung mit unterläuft, und dies veranlaßt uns, über den Begriff der Arbeit einige Aufklärung zu geben. Die Begriffe „Arbeitende“ und „Nichtarbeitende“ haben offenbar eine Verschiebung erfahren. Wir erkennen dies daran, daß die Socialisten zu den Nichtarbeitenden oder Genießenden auch die Arbeitgeber und Fabrikbesizer rechnen, und sie ohne Unterschied als ihre Feinde ansehen. Wir überlassen die Entscheidung dieser Fragen den zahlreichen, hierüber

aufklärenden Fachschriften und wollen hier einmal die „Arbeit“ im Sinne der sittlichen Weltordnung beleuchten, und unsern Lesern Veranlassung geben, den moralischen Werth der Arbeit zu erkennen und zu taxiren. Dabei müssen wir freilich über den Menschen an sich etwas weiter hinausgreifen, und mehr dessen Beziehungen zum Weltganzen ins Auge fassen. Es ist überhaupt ein Fehler unserer Zeit und der jetzt geltenden Auffassung, daß man den Menschen zu viel in Bezug auf seine subjektiven Rechte, aber zu wenig in Bezug auf seine objektiven Pflichten auffaßt. Man hat die persönliche Freiheit des Menschen zu viel in den Vordergrund geschoben, und diesem Umstande verdanken wir manches in der Gesetzgebung, was uns mehr Schaden wie Nutzen gebracht hat, und einen bedeutenden Antheil an den Ausschreitungen trägt, die wir jetzt im Socialismus zu bekämpfen haben, ebensowohl wie an den mangelhaften Leistungen des Arbeiter- und Handwerkerstandes. Der wahre Untergrund, auf dem der Mensch gedeihen kann, ist nicht sein Ich, seine eigene Person, sondern sein Zusammenhang mit der Familie, mit dem Vaterlande, mit der Menschheit, und wenn man ihn mit seinen Wurzeln aus diesem Grunde loslöst, wenn man die Unabhängigkeit des Menschen von diesen Beziehungen und den ihm daraus erwachsenen Pflichten befördert, oder erleichtert, so fallen die Menschen der Selbstsucht anheim, wollen für sich sein, gar nicht arbeiten, oder nur für sich selbst arbeiten. Alle Dinge haben einen doppelten Daseinszweck, nämlich zu arbeiten, a) für sich selbst, b) für das Ganze, zu dem sie gehören. Diese beiden Zwecke machen das Wesen der sittlichen Weltordnung aus, und der Werth, der Zustand, das Wohl eines jeden Dinges hängt von der Erfüllung beider Daseinszwecke ab. Jedes

Ding, jeder Organismus, jeder Mensch, jede Familie, jedes Volk — alle ohne Ausnahme haben a) ein Recht auf sich selbst, ein Recht zu bestehen, wohlzusein, zu genießen, wenn sie arbeiten; auch ein Recht für sich zu arbeiten, aber mit diesem Rechte verknüpft sich b) die Pflicht mit Andern zu leben, für Andere mit dazusein, mit zu arbeiten, und ihr eigenes Wohl dadurch zu befördern, zu sichern, indem sie das Wohl des Ganzen im Auge behalten. Sehen wir uns die Natur und die Welt einmal an. Ueberall vollziehen sich diese beiden Daseinszwecke ganz von selbst, d. h. auf Antrieb einer höhern, die ganze Welt durchwaltenden Vernunft. Nur im freien Menschengeschlechte ist die Erfüllung dieser beiden Daseinszwecke an seine freie Selbstbestimmung, an seinen freien Willen, an seine sittliche Erkenntniß geknüpft, und von dieser hängt dann das Wohl des Einzelnen wie das der Gesamtheit ab. Nur der Mensch und die Menschheit sind ihres eigenen Glückes Schmied und schmieden sich öfter noch ihr eigenes Unglück. Möchte diese Erkenntniß immer klarer zum Bewußtsein gelangen, möchten auch die Völker und Nationen erkennen, daß sie nicht da sind, um selbstsüchtig nur sich allein groß, stark und mächtig zu machen, und sich einander zu bekriegen, sondern daß sie sich als ein Glied der Menschheit anzusehen haben und mit einander wetteifern sollen, in den Arbeiten des Friedens zum Wohle der Menschheit.

Mit Rücksicht auf die beiden genannten Daseinszwecke wollen wir den Begriff der Arbeit zu gewinnen suchen und beleuchten. Wir bezeichnen demnach Arbeit ganz allgemein als eine Thätigkeit a) im Interesse der eigenen Erhaltung und des eigenen Wohlseins, b) im Interesse des allgemeinen Wohles und stellen zur nähern Beleuchtung dieser Definition die Fragen:

- 1) Wer arbeitet?
- 2) Wer ist verpflichtet zu arbeiten?
- 3) Ist Arbeit eine Last, oder eine Strafe?
- 4) Wann arbeitet man im eigenen Interesse?
- 5) Wann arbeitet man im Interesse des Ganzen?

Erörtern wir zunächst die Frage:

1) Wer arbeitet?

Eine kleine Frage, aber eine große Antwort. — Alles in der Welt, selbst Gott, arbeitet beständig und ewig, und wo nicht gearbeitet wird, tritt Ruhe ein, und dauernde Ruhe ist Tod. Atom haftet an Atom und bildet Stoff, Materie, Körper, Elemente; — Elemente verbinden sich mit andern zu neuen Stoffen, chemische Kräfte arbeiten an allen Enden, — bilden, zerstören, bilden wieder neu, kurzum sind in beständiger Arbeit. Jeder Organismus geht ohne Arbeit zu Grunde, — von der Aufnahme nährenden Stoffe, von der Assimilation derselben, von der Ausstoßung der verbrauchten Stoffe, von Arbeit also hängt dessen Existenz ab. Selbst nachdem er abgestorben, arbeitet der Stoff in ihm, — fällt entweder in den Schooß der Natur zurück oder bereitet sich in einen neuen Organismus einzutreten. Pflanzen und Thiere also arbeiten in doppelter Weise, einmal indem sie sich ernähren und dem Zwecke ihrer eigenen Erhaltung dienen, das anderemal, indem sie wieder zur Entwicklung höherer Arten dienen, oder indem sie Thieren zur Nahrung dienen. So arbeitet Alles in der Natur im Dienste des Ganzen und ist durch Arbeit zur höchsten Daseinsform emporgestiegen, zu demjenigen Wesen, welches der Träger des Menschengeistes, eines Ausflusses des göttlichen Geistes werden sollte. Am Menschen selbst arbeitet Alles, seine Zellen, sein Blut, seine Knochen, seine Muskeln, seine Nerven, sein

Gehirn und endlich sein Geist. — Ein großer Theil seiner Organe arbeitet ohne seinen Willen und sogar im Zustande des Schlafes arbeitet sein Organismus größtentheils ruhig weiter. —

2) Wer muß arbeiten?

So wie nun alles Materielle arbeitet, und im Menschen sogar unbewußt von ihm selbst und ohne seinen Willen, so ist auch der Mensch selbst als Individuum unerläßlich an die Arbeit geknüpft, und wird zu derselben im Naturzustande selbst von der Natur gezwungen. Hunger und Durst treiben ihn an, für Nahrung zu arbeiten, er muß nachdenken, Fleiß und Mühe aufwenden, dieselbe zu schaffen. Die wilden Thiere umgeben ihn, er muß kämpfen, Waffen erdenken, seinen Schlaf durch feste Wohnungen und Pfahlbauten sichern. Ueberhaupt spürt er in sich einen Thätigkeitstrieb, er wird sich dessen bewußt, daß er arbeiten muß, arbeiten kann, aber auch müßig bleiben kann. In der ganzen dem Menschen gegenüberstehenden Natur arbeitet Alles von selbst, geleitet durch die höhere Vernunft, und erfüllt den Zweck seines Daseins. Im Menschen aber tritt die Arbeit in Beziehung zu seiner Willensfreiheit und seinem sittlichen Bewußtsein, und gewinnt damit zum ersten Mal eine ethische Seite. Aus den Thatsachen in der Welt erkennt der Mensch, daß nichts in der Welt ohne Zweck und ohne Bewegung zu diesem Zwecke, d. h. ohne Arbeit ist, und seine Vernunft sagt ihm, daß Arbeit ein allgemeines, allem Seienden anhaftendes Naturgesetz ist, und daß der Mensch davon keine Ausnahme machen kann, sondern aus dem Naturgesetz für sich selbst eine Pflicht erkennen soll, die er mit freiem Willen zu erfüllen hat. — Arbeit mit Rücksicht auf die allem Seienden zu Grunde liegenden Daseinszwecke, d. h. Arbeit im Dienste

seiner eigenen Erhaltung, und Arbeit im Dienste seines Nebenmenschen ist allgemeine Pflicht eines jeden Menschen ohne Ausnahme, und wer diese Pflicht nicht anerkennt, oder sie nur mit Rücksicht auf den selbstsüchtigen Zweck der eigenen Erhaltung anerkennt, wird die volle Befriedigung seines ethischen Wesens nicht empfinden. — Wer gar nicht arbeitet, wird unerbittlich den Strafen anheimfallen, die Alles treffen, was sich selbstsüchtig vom Ganzen absondert; — nämlich körperliche und geistige Unlust, Unzufriedenheit, Krankheit, früher körperlicher oder geistiger Tod.

3) Ist Arbeit eine Last oder eine Strafe?

Nach der biblischen Sage ist die Arbeit dem Menschen als eine Strafe für seinen ersten Ungehorsam auferlegt worden, und zwar dafür, daß er vom Baume der Erkenntniß aß. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Sage, indem damit angedeutet ist, daß der Mensch das erste Naturgeschöpf ist, welches nicht mehr dem bloßen Instincte, sondern seiner eigenen selbstbewußten Erkenntniß folgen kann. Es ist damit also die Loslösung des Menschen vom Naturtrieb, und die Hingabe an die Vernunft mit freiem Willen gemeint, und hingewiesen auf den langen Kampf zwischen thierischer Sinnlichkeit und völliger Befreiung seines Geistes — auf die fleißige Arbeit. Daß aber die Arbeit dem Menschen zu einer Strafe geworden sei, spricht gegen alle Erfahrung. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir der Arbeit, und diese ist der Menschheit keine Strafe, wohl aber die größte Wohlthäterin gewesen. Der Segen der Arbeit ist um so größer, mit je klarerem Bewußtsein auf die hohen Zwecke dieselbe vollzogen wird, und je sittlich höher die Arbeit ist. Die sittliche Qualität der Arbeit richtet

sich nach den Zwecken und der bewußten Bemühung um die Zwecke. Die Arbeit für unsere eigene Erhaltung, zu unserm eigenen Zeitvertreib, zu unserm eigenen Vergnügen steht offenbar sittlich tiefer als die Arbeit zum Wohle Anderer, wie überhaupt die Erhaltung und Wohlfahrt des Ganzen höher steht als das Individuum. Der Mensch ist aus der Familie hervorgegangen, dieser verdankt er also sein Dasein, und alles was er ist; mithin sind die Rechte der Familie älter und höher, als seine individuellen Rechte. — Die Familie kann nicht bestehen, wenn das Wohl des ganzen Staates nicht gesichert ist, und somit muß sich die Familie dem Staate unterordnen. Es ist also das allgemeine Gesetz der Weltordnung, daß das Ganze über seinen Theilen steht. — Somit also ist auch die Arbeit für das Ganze, für Familie, Staat, Menschheit sittlich höher, als die Arbeit für das Individuum selbst.

Eine Last ist die Arbeit nur für den sittlich verkommenen Menschen, dessen Selbstbewußtsein und Gewissen wenig entwickelt sind. Für den Sittlichen ist sie ein Bedürfniß, und zugleich von einem Gefühle der Befriedigung begleitet. Die bekannnten Sprichwörter:

Müßiggang ist aller Laster Anfang,
oder:

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen,
oder Schiller's Worte im Lied von der Glocke:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

sind Belege für die anerkannten Nachtheile des Müßiggangs und der Vorzüge der Arbeit. Wer seinen Tag in Müßiggang verbracht, wird Abends beim Schlafengehen eine innere Unzufriedenheit mit sich selbst spüren, während das Bewußtsein nützlich vollbrachter Tagesarbeit die

Seele des Menschen in sanfte Ruhe versenkt. —

Es gibt zudem kein wirksameres Hülfsmittel gegen alle Seelenleiden, Kummer, Verzweiflung, als fleißige Arbeit. Es ist wahrhaft wunderbar, wie die Arbeit unsere quälenden Gefühle und Gedanken, welche sich im Nichtsthun der Seele bemächtigen, und den Menschen unablässig verfolgen, wieder in ihre ruhige Bahn zu leiten fähig ist.

4) Wer arbeitet nur im eigenen Interesse?

Es gibt Menschen in der Welt, welche durch verschiedene Umstände, theils mit, theils ohne ihre Schuld im Leben nicht den Anschluß an andere Menschen gefunden haben, den im Allgemeinen zu suchen das Herz doch einen Jeden antreibt. Wer allein in der Welt steht, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde, kann den Zweck seines Lebens nicht erfüllen, und wird niemals zu einer Befriedigung seiner Selbst gelangen, wenn sein eigenes Herz, oder bessere Erkenntniß seiner Lebenszwecke ihn nicht antreiben, sich einem andern Menschen, oder einem Menschenverbande anzuschließen, und zu deren Nutzen thätig zu sein.

Immer strebe zum Ganzen,
Und kannst Du selber kein Ganzes werden,
So schließ als ein dienendes Glied
An ein Ganzes Dich an.

Wer in der Welt nichts anderes zu thun hat, als dafür zu sorgen, daß er ißt, trinkt, wohnt, schläft, sich amüsiert, oder sich langweilt, ist ein trauriger, bemitleidenswerther Mensch so lange, bis er begreift, daß er einem bessern Lebenszweck zu dienen verpflichtet ist. Sich die Langweile vertreiben, Spielen, Lesen, Sagen zc., sind zwar Thätigkeiten, aber keine Arbeiten im Lichte der Sittlichkeit, wenigstens ist die Erfüllung des Selbstzweckes nicht genügend, um dem Menschen zu seiner Bestimmung und innern Be-

friedigung zu verhelfen. Dies ist der einzige Grund, warum alte Junggesellen und alte Jungfern, die die Mittel haben, ohne eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt zu bezahlen, niemals zufrieden und glücklich sind. Sie haben allerlei Grillen, eingebildete Krankheiten, schlechte Launen, Menschenscheu und Menschenhaß im Herzen — und sind sich selbst zur Last. Wer einem solchen alleinstehenden, sich selbst lebenden Menschen begreiflich machen kann, daß alle seine Leiden und seine Unzufriedenheit nur in dem verfehlten Lebenszweck liegen, wer ihn dazu bestimmen kann, etwa arme Verwandte oder Kinder zu sich nehmen, diesen zu einer Lebensstellung und einem Lebenszweck zu verhelfen, oder sie überreden kann, sich andern öffentlichen oder wohlthätigen Zwecken zur Verfügung zu stellen, und sich der dabei ihm zufallenden Arbeiten zu unterziehen, der hat ihm sicher den größten Dienst geleistet, denn er hat ihm den Weg zur Zufriedenheit gezeigt. Allen derartigen Lesern, bei denen die angedeuteten Verhältnisse vorliegen, würden diesen guten Rath wahrlich nicht zu ihrem Nachtheile benutzen.

5) Wer arbeitet im Interesse Anderer, oder der ganzen Menschheit?

Es ist ein Glück, daß die Zahl derer, welche wir im vorigen Abschnitt angeführt haben, verhältnißmäßig gering ist, und daß die vielfachen Bande, welche das Zusammenleben um die Menschen schlingt, dieselben auch in solche Beziehungen setzt, daß sie für einander arbeiten müssen. — Da tritt uns vor allem die Familie entgegen, wo einer für den andern arbeitend sein Leben verbringt, und darin Befriedigung findet. Der Vater sorgt für die Existenzmittel und leitet zudem das ganze Hauswesen, erzieht die Kinder, trifft also Verfügungen über

das Ganze; die Mutter besorgt die Einzelheiten des Hauswesens, verbreitet Glück und Behaglichkeit in demselben durch Beschaffung der Lebensbedürfnisse und der sonstigen Bequemlichkeiten des Lebens, sie sorgt für den Gatten und die Kinder.

— Welche große Bedeutung für die Menschheit haben nicht die Arbeiten der Lehrer, der Seelsorger, der Ärzte, der Justizbeamten, und schließlich aller derer, welche im Interesse öffentlicher, nützliche und humanistische Zwecke verfolgender Anstalten für Volkserziehung, Volksbelehrung, Volkswohl thätig sind. Wir bedürfen keiner weitem Aufzählungen.

Aus den bisherigen Auseinandersetzungen haben wir nun erkannt, daß alle Menschen ohne Ausnahme verpflichtet sind, nicht nur zu arbei-

ten, sondern auch im Dienste anderer Menschen zu arbeiten, daß aller Müßiggang, welcher Art er auch sei, entweder aus Trägheit oder aus Wohlhabenheit, unsittlich und vorwerflich ist, daß derselbe sich unausbleiblich auf irgend eine Weise selbst bestraft. Erst die Arbeit mit der bewußten Erfüllung beider obenangedeuteten Zwecke stellt den Menschen auf eine menschenwürdige Stufe, und gibt ihm die Möglichkeit den Platz, den er im Weltganzen einnimmt, voll und ganz auszufüllen; sich also ganz in Harmonie mit der sittlichen Weltordnung zu setzen und das Glück zu finden, das im Gefolge alles Harmonischen liegt. Solche Arbeit allein verleiht den wahren Menschenadel.



Ein moderner Plato.

Erziehungsgeschichte eines alten Pädagogen, bearbeitet von
F. Walter.

Erstes Kapitel.

Die Begegnung.

„Sieh einmal, Papa, in dem Coupé da ist noch Platz, und da sitzt auch der dicke Herr, mit dem wir schon heute Morgen zusammen fahren, und der Junge mit dem düstern Gesicht sitzt auch da in der Ecke — und ist schon wieder am Lesen! — So sprach ein frischer, rothwangiger Junge von etwa 13 Jahren zu seinem Vater, indem sie suchend die Wagenreihe entlang gingen, vor welchem das keuchende Eisenroß ungeduldig der baldigen Abfahrt harrete. — Sie stiegen ein und hatten sich kaum zurecht gesetzt, als das bekannte Klappen der Wagenthüren, das charakteristische „Fertig“ des Zugführers ihnen verkündete, daß sie keine Minute zu früh gekommen waren.

„Hatte ich nicht schon heute Morgen das Vergnügen mit Ihnen in demselben Coupé zu sitzen?“ — fragte der eben eingestiegene Vater des Knaben den erwähnten dicken Herrn. —

„Es scheint mir so, wenn ich recht sehe; ich bin etwas kurzichtig,“ erwiderte der Letztere, der auch wahrscheinlich nicht begreifen konnte, worin denn das Vergnügen bestanden hätte, daß man sich heute Morgen eine ganze Stunde lang gegenüber gesessen hatte, ohne ein Wort mit einander zu sprechen.

Es ist überhaupt ein eigenthümliches Zeichen unserer Zeit, daß Menschen so schwer und so langsam mit einander bekannt werden. Man kann fast ganze Tage lang mit einander zusammen reisen, sich in einem Eisenbahncoupé gegenüber sitzen, sich verstohlen betrachten, und seine Reflexionen machen, ohne auch nur ein Wort mit einander zu sprechen. Was ist es doch, das die Menschen so schwer zugänglich macht? — Der Stempel der göttlichen Verwandtschaft, den Jeder in seinem Menschenantlitz, in seinem den Geist verrathenden Auge trägt, genügt nicht mehr, um es zu rechtfertigen, daß man einen Mitmenschen, den man früher nicht gesehen, oder dem man noch nicht vorgestellt ist, so ohne weiters anspricht. Welch vergebliche Versuche macht ein Menschenfreund manchmal, um mit seinen Reisegegnossen in ein Gespräch zu kommen. Da kommt er über die üblichen Wetterphrasen oft gar nicht hinaus, und die kurz herausgebrummten „Ja“ und „Nein“ lassen ihn endlich ganz von seinem Vorhaben abstehen, und er begnügt sich dann mit Studien über das Äußere, mit Muthmaßungen über den Stand, Vermögen &c. der Gemusterten. Wie höchst selten tritt der Mensch dem Menschen gegenüber, und vergißt Stand, Reichthum, Religion, kurz alles was die Menschen von einander trennt im Leben. Da sagt man, die Dampfschiffe, Eisenbahnen,

Telegraphen 2c. verbinden die Menschen! — das ist gar nicht wahr; sie verbinden wohl die Städte, die Länder, die Erdtheile, aber nicht die Menschen. Wenn man sagte, sie verbinden die Menschen, dann müßte man doch damit meinen, die Herzen, aber wenn man die Sache beim Lichte besieht, dann ist dieses ganze Hin- und Herjagen von Menschen, Waaren, Briefen, Telegrammen, doch zum großen Theil nur eine Berührung der — Geldsäcke. Die Herzen der Menschen haben sehr wenig damit zu thun. — Freilich darf man den Nutzen dieser raschen Communication für Handel und Wohlstand, für Kunst und Gewerbe, für Wissenschaft und Literatur nicht verkennen, aber diese gute Seite ist vorläufig nur noch schwach entwickelt, und man darf hoffen, daß mit der größern Ausbreitung der ächten Humanität, auch sie zur größern Geltung kommen wird, und dann auch die Herzen der Menschen sich näher rücken werden.

So hatte sich auch unsere Reise-gesellschaft schon seit der Zeit, wo sie dem rauchenden Wuppertale entfliehend, mit dem Dampfrosse dem Rheine entgegeneilten, stumm gegenüber gesessen, und Zeit genug gehabt, sich einander zu betrachten. Dies mag uns dann veranlassen, sie uns ebenfalls ein wenig näher anzusehen. Zeit haben wir dazu, denn der Dicke hatte sich bald in die Ecke hineingedrückt, und schien seinem Gegenüber den Beweis liefern zu wollen, daß es ihm den Mittag gut geschmeckt hatte, und daß der Wein sich wohl kaum eines treueren Verehrers rühmen konnte. Gönnen wir ihm die verdiente Mittagruhe, wenn es dabei bleibt, auch eine wirkliche Ruhe ist, und nicht etwa in ein unangenehmes Concert ausartet. — Sein Sohn schien ein wahrer Lesetiger zu sein, denn er kümmerte sich weder um die frischen rothen Backen, noch die hellen

großen Augen seines fast gleichalten aber viel kräftigern Reisegefährten. Sein Haar stand struppig zu Berge, seine Lippen waren trotzig aufgeworfen, und schienen Jedem, der Lust hätte ihm zu nahen, ein „weg da“ zuzurufen. Den Kopf hatte er tief in den ohnehin etwas breiten Schultern stecken, kurzum er war unnahbar. —

Was es doch manchmal für sonderbare Familien gibt! — Die brüste Art des Vaters hatte die beste Aussicht in dem Sohne in erneuter verbesserter Auflage zu erscheinen. — Da lob' ich mir doch sein Gegenüber; dem sieht man es an, daß er kein Stubenhocker, kein Bücherwurm ist. Wie hell guckt er mit den braunen Augen in den lachenden Apriltag hinein, als wenn er sagen wollte: Gott sei Dank, nun kann ich bald wieder in Busch und Feld herumstreichen, Vogel-nester suchen, Kraislöten machen, Wassermühlchen bauen, — und was noch sonst für schöne Gedanken durch seinen Kopf gingen. Er war ein Realist durch und durch, er wollte alles genießen, was das Leben bot — Natur und Spielfameraden. — Unruhig betrachtete er den Lesetiger in der Ecke, und bramte darauf, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Endlich schien die Gelegenheit sich zu machen. Sein Gegenüber legte das Buch hin und warf ihm einen gleichgültigen Blick zu, der eher etwas verschlossenes, mißtrauisches hatte, als eine Einladung zu einem Gespräche hätte sein können. Das hielt jedoch unsern Realisten nicht ab.

„Machst du eine Ferienreise?“ — fragte er. — „Nein, mein Vater bringt mich in ein Institut“ — erwiderte er etwas verdrießlich, als ob ihm dabei ein Gruseln durch den Leib führe.

„In ein Institut? — ei, das ist ja nett — ich soll auch in ein Institut. — Es soll mich wundern,

was für einen neuen Tyrannen ich dort haben werde. — Bist du auch schon einmal in einem Institut gewesen? — „Nein, ich war bis jetzt zu Hause;“ — sagte der Düstere kurz. — „Dann warst du besser dran wie ich. — So lange ich gedenken kann, bin ich vielleicht fünf- oder sechsmal zu Hause gewesen, und immer nur in den Ferien.“

„So?“ fragte der Andere verwundert, „hast du denn keine Eltern mehr? — Ist das denn nicht dein Vater?“ —

„O doch, ich habe Eltern, aber keine Mutter — das heißt — nur eine Stiefmutter, aber keine rechte Mutter. — Meine Mutter habe ich gar nicht gekannt, sie ist gestorben, als ich auf die Welt kam.“ —

Er sagte diese Worte in demselben leichten Tone, wie alles andere, und hatte keine Ahnung, daß er damit das größte Unglück seines Lebens berührt hatte, und zugleich eine der Ursachen, die für viele Menschen entscheidend für ihr ganzes Leben sind. — Er ahnte nicht, daß alle Leiden, die er schon im Leben erfahren, alle die Prügel, die er schon von seinen Lehrern bekommen hatte, auf diese Rechnung geschrieben werden konnten, — auch nicht, daß er in Folge davon auf dem besten Wege war, ein Taugenichts, und ein herzloser Materialist zu werden, und daß ihm das Leben noch viele Prügel oder Schicksalsschläge in Bereitschaft hielt.

„Hast du noch deine Mutter?“ — fragte er leichthin. — „Ja, aber sie ist immer krank, und kann sich nicht viel um uns Kinder bekümmern.“ —

„Wo bist du bis jetzt in die Schule gegangen?“ —

„Bei uns aufs Gymnasium, aber ich habe keine Lust am Lernen, besonders an dem langweiligen Latein, das ist meine größte Plage.“ —

„Ach, wenn es nur das Latein wäre,“ — meinte der Braunäugige, „dann ließ ich's mir noch gefallen,

aber mir ist die ganze Schule eine Plage; Latein, Französisch“ — —

„So hast du schon Französisch? In welcher Klasse bist du denn?“

„Ich bin schon das zweite Jahr in der Quinta, und sollte jetzt wieder sitzen bleiben. Mein Vater hat mich genug dafür geprügelt. — Bekommst du auch Prügel zu Hause?“

„I bewahre, ich hatte das beste Leben von der Welt zu Hause, ich konnte machen was ich wollte. — Mein Vater ist den ganzen Tag nicht zu Hause, und meine Mutter sagt mir nichts, sie läßt mich ruhig gehen, und wenn sie mich am Tische sitzen sieht, meint sie, ich wäre am Arbeiten. — Ich lese aber meistens. Liesest du auch?“ —

„Haha, fällt mir nicht ein. Diese dummen Sachen, und dann noch gar Märchen und Sagen! — Zu Weihnachten habe ich „Nordische Sagen“ bekommen, aber ich habe noch keine Seite drin gelesen.“ —

„So? — Ich habe an solchen Märchen und Sagen den meisten Spaß; wenn ich so ein Buch habe, dann bin ich ganz weg. — Wo gehst du denn hin? fragte er nach einer Weile.“ —

Ei, hab' ich dir das noch nicht gesagt? — Ich komme auch in ein Institut. Mein Vater hat mir gesagt, wenn ich da auch nichts lernte, müßte ich an ein Handwerk. — Das wäre auch am Ende noch nicht so schlimm, wenn ich zu einem Mechaniker käme. Aber der Vater meint, dafür müßte man erst tüchtig zeichnen können und Mathematik verstehen; — und dann sagte meine Mama, es wäre doch eine rechte Schande, wenn ich gemeiner Soldat werden müßte, — denn frei käme ich gewiß nicht.“ — — —

Während die beiden Knaben dieses Gespräch führten, war der Eingeschlafene mittlerweile mit seinem Mittagschlafchen fertig geworden, und hatten sich die beiden Herren schon über die Tageskurse, über die

schlechten Geschäfte und dergleichen unterhalten, als der größere der beiden Söhne, der Realist, plötzlich auf seinen Vater losrückte, ihn auf die Seite zog, und ihm zuflüsterte: „Denke Dir Papa, der Junge da kommt auch in das Institut, wo wir hingehen.“ —

„So!“ — sagte der Papa laut, und wandte sich zu seinem Gegenüber. — „Ich höre da zu meiner Verwunderung, daß Sie auch nach Ahringen zum Dr. Berger fahren, wollen Sie Ihren Sohn dort hin bringen?“

„Ja, der Junge thut kein Gut zu Hause, er lernt gar nichts, und kommt nicht aus der Sexta heraus. Ich kann es nicht begreifen, denn er sitzt den ganzen Tag hinter den Büchern. Aber seine Lehrer sagen, er sei ein Träumer, und mit seinen Gedanken immer anderswo.“ —

„Das ist gerade das Gegentheil von meinem; der Bengel hat kein Sitzfleisch, und ist nicht ans Arbeiten zu bringen! — Ach, was hat mich der schon eine Masse Geld gekostet! — Aber ich bin es nun auch müde; ich will nur noch diesen letzten Versuch machen, und wenn das auch nicht hilft, dann mag er ans Handwerk, und sehen, was aus ihm wird. Wie sind Sie an Dr. Berger gekommen?“

„Ich las seine Adresse in der Zeitung, schrieb hin, und die Auskunft die ich bekam, sagte mir zu. — Ich habe mich auch erkundigt, und gehört, das Institut solle sehr gut sein; es solle auch noch nicht lange existiren, und da habe ich mir gedacht, neue Besen kehren gut, ver such's einmal.“ —

„Das ist ein sonderbarer Zufall,“ meinte der Andere — „daß wir hier zusammentreffen, so wie es auch ein Zufall war, daß ich Kenntniß von dem Institut bekam. Mein Junge war auf der Gewerbeschule in B. — hat aber so viele dumme Streiche gemacht, daß mir der Di-

rector aus Freundschaft den Rath gab, ihn vorher fortzunehmen. Als ich ihn nun abholte, traf ich im Kaffehaus meinen alten Geschäftsfreund aus R. — Ich klagte demselben mein Leid und meine Verzweiflung wegen des nichtsnutzigen Jungen, und da gibt er mir den Rath ihn zu Dr. Berger zu bringen, den er persönlich kenne, und der lange Jahre die höhere Lehranstalt in R. geleitet hätte, wo man ihn nicht gerne scheiden gesehen hätte. Was mir aber ganz besonders gefiel, war die Notiz, daß Dr. Berger eine ganz besondere Art hätte, die Knaben für sich einzunehmen, und daß sie ihm alle mit einer wirklichen Liebe anhängen. — Ich meine, so einer wird wohl aus meinem Jungen noch etwas machen, denn er hat ein offenes Herz, und wen er gut leiden mag, dem thut er alles zum Vergnügen. — Ich fasse wieder Hoffnung.“

„Ja, ich hoffe auch —“ sagte der dicke Herr, — „denn zu Hause kann mein Junge nicht bleiben. — Ich habe ein offenes Geschäft im Hause, bin viel auswärts, muß im Laden und im Comptoir sein, und kann mich leider um die Erziehung meiner Kinder nicht bekümmern. — Und dann habe ich auch keine Geduld dazu, es ist so meine Art, ich bin leberleidend, manchmal etwas mürrisch und muß offen gestehen, daß die Kinder mir dann etwas lästig sind.“ —

„Nun das wird wohl am Ende so schlimm nicht sein, Sie haben ja eine Frau, welche sich wohl der Kinder annehmen wird,“ meinte der Andere. —

„Ach, das ist leider der schlimme Punkt; sehen Sie, meine Frau ist fast immer krank, und hat zudem schon so wie so die Hände voll Arbeit; da ist der Laden, worin wir zwei junge Leute haben, die bei uns wohnen, dann zwei Diensthofen und ein Hausknecht — das alles zu über-

sehen — ich sage Ihnen, es ist nicht zum Aushalten!“ —

„Haben Sie denn keine Stütze zur Aushilfe, ich meine, so ein Fräulein, die denn auch die Kinder beaufsichtigt?“

„Ach, daß Gott erbarm! — ist alles dagewesen. So ein Aufsichtsfraulein im Hause, wo ein Geschäft ist, und junge Leute aus und ein laufen — ist nichts, wenn sie nicht wieder eine Aufsicht über sich hat! — Aber ich glaube, wir sind an der Station, wo wir aussteigen müssen.“

So war es auch. — Der Zug hielt und man stieg aus. Man erfuhr nun, daß es bis zum Institut des Dr. Berger noch eine gute Stunde Wegs sei, und man einigte sich leicht, einen gemeinschaftlichen Wagen zu nehmen, der sie hinführen sollte. Die beiden Knaben saßen auf dem Rücksitz des offenen Wagens, und namentlich der größere, der immer munter und guter Dinge war, hatte Freude an der prachtvollen Gegend. Da war zu seiner Rechten der herrliche und majestätische Rhein, auf dem gerade ein Schleppschiff zu Berge feuchte, während ein leicht und flink dahin schwebender Salon-dampfer daran vorbei zu Thale eilte. Gegenüber ragten steile Berge empor, gekrönt von dichtem Walde, der sich eben in frisches Grün zu kleiden begann. Ha, wie lachte unserm wilden Bengel das Herz! Das war etwas für ihn — da oben auf der Weinbergterrasse zu sitzen mit seinen Kameraden, und Raucherblättertabak zu schmauchen, und dann auf die Welt hinabzuschauen, wie der Hirtenknab, der auf die Schlösser all' herab schaut! Und dann der Rhein! — was muß das ein Vergnügen sein, sich in einem Rachen auf diesen grünen Fluten zu schaukeln, und im Sommer nach Herzenslust darin herumzuschwimmen! —

„Du“ — sagte er zu seinem neuen Kameraden, „kannst Du auch schwimmen?“ —

„Nein, sagte dieser kleinlaut, bei uns ist keine Schwimmanstalt.“ —

„Ach, Du dummer Kerl, dazu brauch man doch wahrhaftig keine Schwimmanstalt, — das habe ich in der Nahe, bei dem Rektor, wo ich war, ganz von selbst gelernt; — wenn es Dir Spaß macht, will ich Dich's lehren.“ —

„Ach, ich fürchte mich vor dem großen Wasser, daß ist gewiß furchtbar tief, und ich war noch nie in einem offenen Wasser, das wollte meine Mama nicht.“

„Ja, Du scheinst mir auch so ein Zuckerpüppchen zu sein; aber warte, ich werde Dir schon Courage beibringen; — ich sage Dir, im Schwimmen, da thut mir's keiner über, da bin ich ein Meister!“ —

Eben bog der Wagen um die Ecke eines Berges herum, und der Blick öffnete sich in ein ziemlich breites Seitenthal des Rheines. — Da lag ein großes Gebäude, mitten aus einer Baumgruppe hervorragend auf zwei Büchenschüsse weit vor ihnen. Welch' herrliche Gegend war das! die Obstbäume waren schon theilweise in der Blüthe, die Apfelbäume, deren eine Menge am Wege standen, waren mit rosarother Knospen bedeckt, und bereiteten sich schon zu ihrem baldigen Hochzeitsfeste vor. — Dr. Berger hatte sich wahrlich keinen schlechten Platz ausgesucht. — Nun kam man vor die Einfahrt, und man konnte das Gebäude mitten in einem Parke groß und breit vor sich liegen sehen. Da war auch schon ein Portier, welcher das Thor öffnete, und den Wagen den breiten Kiesweg zum Hause fahren hieß, — und ringsum war fröhliches Leben; — Einige waren unter den schattigen Kastanienbäumen am Turnen, Andere hatten eben das Ballspiel auf dem Rasen eingestellt, und wieder Andere kamen, warm und rösig angehaucht von dem fröhlichen Lachen herbei, und schauten neugierig die Ankömmlinge

an. — Wie klopfte den beiden jungen Reisenden das Herz, aber mit sehr gemischten Gefühlen. — Der verzärtelte und etwas weichliche Bücherwurm schien bange vor dieser wilden Fröhlichkeit zu sein, und schaute ängstlich beklommen und fast finster auf die neuen Gesichter, während dem neuen Kameraden das Herz aufging, und er sich merkwürdig angeheimelt fühlte, und die umstehenden Knaben mit freien Blicken musterte.

Als der Wagen an der breiten Rampe hielt, fragten die Reisenden nach Herrn Dr. Berger und erhielten Bescheid, derselbe sei in seinem Arbeitszimmer. —

Der aber hatte den Wagen mit seinen Insassen schon kommen sehen, und trat im selben Augenblicke auch schon aus der Hausthüre heraus in die Treppenstufen hinab, bereitwillig den Wagenschlag öffnend.

„Willkommen, meine Herren,“ sagte er, „bitte treten sie näher, und bemühen sich ins Haus! — Ich werde schon vorauf gehen und Ihnen den Weg weisen.“ — „Flink, Jungen, sorgt einmal für das Gepäck!“ — sagte er zu den umstehenden Zöglingen, und schritt ins Haus, einen Gang entlang, während ihm die Fremden folgten, und in einen Salon eintraten. —

Nachdem Alle Platz genommen, und Dr. Berger auch den beiden beklommenen Sündern, die von der Würde ihres neuen Tyrannen ganz verschüchtert, in einer Ecke stehen bleiben wollten, eigenhändig Stühle hingebracht und sie freundlichst zum Sitzen eingeladen hatte, sagte letzterer:

„Mit wem habe ich denn die Ehre? — denn die Veranlassung Ihres werthen Besuches sehe ich schon an den beiden Burschen da“ und lächelte dieselben freundlich an; zugleich seine hohe Stirn ein wenig runzelnd, als ob er ihnen zeigen wollte, daß

Scherz und Ernst im Leben zu einander gehörten.

„Ich bin Kaufmann Müller aus Schwertheim, ich bringe Ihnen meinen Jungen, um zu hören, ob Sie wohl aus dem wilden Rangen noch etwas Gescheidtes machen könnten.“

„Ja, das kommt darauf an,“ meinte Dr. Berger, „das hängt nicht allein von mir ab, da muß der Junge und der liebe Gott auch helfen. — Wie heißt Du denn?“ fragte er, indem er dem schon etwas aufgeschossenen, ihn aber freundlich anschauenden Knaben die Hand entgegenstreckte. —

„Ich heiße Wilhelm,“ sagte der Gefragte ungenirt, aber doch etwas stutzig über die Art des Mannes, die ihm sehr ungewohnt vorkam. „Der sieht nicht aus, wie der schwarze Tyrann von der Nahe“ — dachte er bei sich. —

„Nun, willst Du mithelfen, etwas aus Dir zu machen?“ fragte der Direktor, und erhielt ein kurzes „Ja.“ — Dann wandte er sich zu dem kurzen, dicken Herrn, der auch angenehm von der Persönlichkeit des Institutvorstehers berührt war, und einen Hauch des Natürlich-Menschlichen verspürte, ein gewisses Etwas, das ihm in der großen Geschäftsstadt, zwischen Fabrikanten, Delspekulanten, Börsenmännern selten zum Bewußtsein kam. —

„Sie sind gewiß Herr Wolf aus Bremen; nach dem Briefe zu schließen, den ich gestern Abend bekam?“

„Zu dienen, und hier ist das Objekt meiner Sorgen, und die Veranlassung unserer Bekanntschaft. — Nun, Frik, was steht Du denn so unbeholfen da, komm her, und reiche dem Herrn Doktor die Hand.“

Das that denn nun auch unser Frik, aber er schaute dabei den Dr. Berger so merkwürdig aus den zusammengezogenen Augenwinkeln an, daß dieser selbst nicht recht wußte, was er aus dem Jungen machen

folgte, aber doch freundlich lachend sagte:

„Nun, warum so finster und scheu? — Ich habe bis jetzt noch keinen Jungen aufgefressen, der mir zur Erziehung übergeben worden ist. — Ich will hoffen, daß wir ganz gute Freunde werden, und daß Du mit der Zeit freundlicher drein schauen lernst.“

Mittlerweile hatte ein Dienstmädchen eine Flasche Wein gebracht, und man setzte sich um den Tisch. Der Direktor ließ sich nun von Herrn Wolf die näheren Umstände auseinandersetzen, die ihn veranlaßt hatten, seinen Sohn aus dem Hause zu thun, und wandte sich dann wieder an Herrn Müller, um von ihm über die bisherige Erziehung seines Sohnes das Nähere zu erfahren. — Aus diesen Mittheilungen erfuhr er denn, daß Wilhelm bald nach seiner Geburt und dem Tode seiner Mutter in das Haus seiner Großmutter gekommen, dann, nachdem sich sein Vater wieder verheirathet hatte, ins elterliche Haus zurückgekehrt, und in seinem achten Jahre einem Verwandten seines Oheims, dem Rektor einer höheren Stadtschule an der Nahe zur Erziehung übergeben worden war. Nach vier Jahren war er dort trotz der großen Strenge ein ausgemachter Taugenichts geworden, bei dem eine Tracht Prügel zum täglichen Brod gehörte, die der Junge auch ebenso geduldig hinnahm, wie eine Butterstulle, mit dem Unterschied, daß letztere sich gut verdauen ließ, während erstere in seiner Seele immer einen Rest von Haß und Rachedurst gegen seinen Peiniger hinterließen, so daß aus den vielen Resten zuletzt ein großer Haufen wurde, der endlich zum Umsturz kam und Wilhelm zum Durchbrennen veranlaßte. — Das hatte Herr Müller dem Dr. Berger alles nur im Vertrauen gesagt, während die Andern sich das Haus und die Umgebung ansahen, und

hatte demselben eine ganz besondere Strenge gegen den Jungen anempfohlen. — Wir übergehen die weiteren Höflichkeitsformalitäten, die noch zwischen den beiden Herren und Dr. Berger gewechselt wurden. — Erstere reisten, nach einem wie es schien ziemlich gleichgültigen Abschiede, — natürlich mit den landläufigen und wahrscheinlich schon oft angewandten Ermahnungen an die Knaben, wieder ab, indem Sie alles Weitere vertrauensvoll in die Hände des Direktors legten. —

Zweites Kapitel.

Das Institut.

Wir lassen nun die beiden Knaben sich in der Erziehungsanstalt, die ihre neue Heimath werden sollte, zurecht finden. Wilhelm, dem es nachher in dem Salon schon unter den Sohlen geprickelt hatte, fand sich sehr bald zurecht. — Bei seinem frühern Rektor waren außer ihm auch mehrere andere Pensionäre gewesen, unter denen er gewissermaßen der Tonangeber, und in vielen Streichen sogar der Rädelsführer gewesen war. Er kannte also das Treiben solcher Pensionärschöplinge sehr gut, und noch ehe der Abend heranrückte, hatte er schon Alles, was in und außer der Anstalt war, ausgekundschaftet, und es gefiel ihm sehr gut. Von Heimweh hatte er keine Spur. Woher auch? — Er hatte ja eine eigentliche Heimath nie gekannt, er war wie eine Schmarozerpflanze, die umhergeweht wird, und an keinem Boden auf die Dauer festwächst. — Wenn er nicht ein so leichtsinniger, in den Tag hineinlebender Junge gewesen wäre, hätte er doch eine gewisse Verlassenheit, ein Losgerissensein in seinem Herzen spüren müssen, aber davon fühlte er nichts, er war noch ein Naturwesen, das wohl seinen Zusammenhang mit der Welt, mit Luft, Wind, und

Wetter, mit Sonnenschein und Regen, mit Feld und Wald ahnte, indem aber die höhern Regungen des Herzens und Geistes noch im Stadium der Unbewußtheit schlummerten. Wenn irgend etwas an ihm entwickelt genannt werden konnte, dann war es sein praktischer Verstand, welchen man aber weniger Klugheit als vielmehr Schlaueit nennen konnte. Wo es galt die Mittel und Wege für irgend einen Streich ausfindig zu machen, da wußte er immer am besten Rath. Denselben praktischen Verstand zeigte er auch in mechanischen Dingen, im Anfertigen von allerlei Spielzeugen, die sich Knaben selber machen, z. B. Schießgeräthschaften, Schwerter, Lanzen, Knallbüchsen, Schleudermaschinen, um den Lehrern unversehens eine Erbse, oder so etwas, an den Kopf zu werfen; — es war erstaunlich, welche Erfahrungen er in dergleichen hatte. — Bogelnester mochten noch so schlau und versteckt angelegt sein, er fand sie doch, und es dauerte nicht lange, so war im ganzen Institute die Wuth des Eierjammelns ausgebrochen, und der Direktor hatte seine Noth, den Zöglingen klar zu machen, wie roh und grausam einerseits, und wie schädlich für den Haushalt der Natur andererseits eine solche Eiermanie sei. Kann man sich wundern, daß Wilhelm in kurzer Zeit ein Mittelpunkt für die Insassen des Institutes wurde? In einem Institute gibt es Knaben von allen Sorten, gute, mittelmäßige und schlechte, und so war es hier bei Dr. Berger auch. Gerade zu der Zeit, als die beiden neuen Zöglinge eintraten, waren einige Burschen anwesend, welche in gewisser Beziehung viel schlimmer waren, als ihr neuer Kamerad Wilhelm. — Man spricht bei einem Menschen oft von seinem guten Kern bei allen schlechten Eigenschaften. — Es ist dieser Kern nichts anderes, als eine gewisse gute

Gemüthsanlage oder ein gutes Herz. — Man konnte bei Wilhelm noch nicht sagen, wo man mit ihm dran war in diesem Punkte, aber es war etwas an ihm, was anzog, und bei all seinen dummen Streichen war der Untergrund viel weniger eine Bosheit (wenn auch oft böse Folgen zu Tage traten) als eine fabelhafte Unüberlegtheit, und — man möchte sagen — ein bloßer Spaß an dummen Streichen. —

In dieser Beziehung waren die oben erwähnten Burschen viel schlimmer; — ihr Herz und Gemüth waren verdorben, und da wo dieser Fonds fehlt, helfen alle Erziehungsmittel nicht mehr viel. — Solche Knaben machen ihren Erziehern eine unsägliche Mühe, unsäglichen Ärger und Verdruß; sie stehen heimlich beständig auf Kriegsfuß mit ihren Lehrern, suchen dieselben immer zu hintergehen, und ihnen, wenn sie können, auch zu schaden; aber nach außen wissen sie sich ein Ansehen zu geben, als wenn sie die lebenswürdigsten Jungen von der Welt wären. Solcher Patrone waren nun zu der Zeit, wovon wir sprechen, gerade zwei in dem Institute, welche aber glücklicherweise nach kurzer Zeit wieder abgingen, weil sie vom Direktor furchtbar scharf behandelt wurden, sobald er einmal die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß mit denselben auf dem Wege der Milde und Ueberredung oder Ueberzeugung nichts auszurichten war. — Es lag überhaupt die militairische Strenge und Zucht, wie sie in Kadettenhäusern und auch andern großen Erziehungsanstalten ein unbedingtes Erforderniß waren, nicht in den Prinzipien des Dr. Berger. — Er war zwar im Grunde seiner Seele Pessimist; er dachte nicht besonders gut von der Welt und den Menschen, denn er hatte schlimme Erfahrungen gemacht; aber er übte seinen Pessimismus nicht offen aus, sondern sein gutes Herz ließ ihn denselben

im speziellen Verkehr mit andern Menschen meistens vergessen. Er wurde aber in spätern Jahren auch hierin viel vorsichtiger, und wenn er auch den Menschen als Optimist entgegentrat, so hielt er sie doch anfangs streng unter seiner beobachtenden Controle, um sich von der Wahrheit seiner Meinung zu überzeugen. Er hatte zudem den Menschen gegenüber eine gewisse instinctive Feinfühligkeit, was man gewöhnlich mit Sympathie und Antipathie bezeichnet, und hatte die Erfahrung gemacht, daß dieses Gefühl ihn, wenn auch nicht immer, aber doch meistens richtig geleitet hatte. Oft, wenn er in der Beurtheilung eines Menschen allen andern Meinungen über den Betreffenden entgegenstand, stellte es sich nach Jahren heraus, daß er Recht gehabt hatte. — Auch beim Eintritt von neuen Zöglingen wußte er in der Regel sehr schnell, wo er mit denselben dran war, wenn er es ihnen auch nicht zugleich zeigte, oder sagte. — Es war Prinzip bei ihm, daß er den neuen Zöglingen gegenüber beim ersten Begegnen und im Anfang des Zusammenlebens mehr die gemüthliche und optimistische Seite herauskehrte. Er ließ sich zwar von den Eltern meistens eine Schilderung der Knaben geben, fragte sie über dies und das, aber in der Behandlung ließ er davon im Anfang nichts merken. Er suchte den Knaben zu gewinnen, und behandelte denselben so, als wenn er von Allem, was die Eltern ihm gesagt, nichts wisse, und als ob der Zögling der beste und bravste Junge von der Welt wäre, namentlich aber ließ er sich von demselben in die Hand versprechen, daß er brav und folgsam sein wolle, und daß sie gute Freundschaft halten wollten. — Auf diese Weise kam es oft vor, daß ein Junge von den Untugenden, die ihm von den Eltern angehangen wurden, im Institute unter der

gleichmäßigen Ruhe und Freundlichkeit des Direktors nichts zum Ausbruch kam, und derselbe nach und nach gewohnheitsmäßig die Bahn ging, wo Dr. Berger ihn hin haben wollte. — Aber in den meisten Fällen lief die Sache nicht so glatt ab, sondern es entwickelte sich zwischen ihm und dem Zögling ein Kampf gar merkwürdiger Art, der aber meistens mit einer Niederlage des Zöglings endete, — freilich zu seinem eigenen Heile. Ehe wir aber auf diesen besagten Kampf zwischen Dr. Berger und den neuen Freunden (vorläufig waren sie es noch) näher eingehen, müssen wir uns das Institut ein wenig ansehen. —

Wir wissen schon, daß es inmitten eines großen Parkes lag, in welchem Rasenflächen mit hochstämmigen Akazien, Tannenbäumen, auch Obstbäumen aller Art von saubern geschlängelten Kieswegen eingerahmt wurden. Hier und da waren hübsche tuffige Baum- und Gebüschgruppen angebracht, an der Südseite lag ein kleiner Hügel mit allerlei blühenden Ziersträuchern besetzt, auf dessen Mitte ein großer runder Platz frei gelassen war, der von hohen schattigen Linden eingerahmt und mit Tischen und Bänken versehen, an heißen Sommertagen immer einen erquickenden kühlen Aufenthalt bot. Hinter dem Institutgebäude nach Westen stieg das Terrain ein wenig an, und bildete in einer Ecke einen steilen Abhang, der ringsum mit Nadelholz und Rosenhecken umgeben war, und dicht am Rande eine Laube mit einer Traueresche trug, aus der man durch eine Oeffnung gerade das Flußthal hinauf schauen konnte, und einen wunderschönen idyllischen Blick auf den am Rande der Berge sich hinziehenden Fluß, auf zwei zwischen Bäumen versteckte Mühlen und ein entferntes Dorf hatte. Zu diesem Plätzchen gelangte man auf verschlungenen Wegen durch ein dichtes Wäldchen

von Nadelholz. Es war ein köstliches Plätzchen, und diente den Zöglingen meistens zu ihrem, unter der Jugend so sehr beliebten Räuber- und Gensd'armspiel. Dem Dr. Berger ging oft das Herz auf, wenn er seine Jungen so sich herumprügeln sah, und er dachte dabei seiner eigenen längst vergangenen Jugend. Der ganze Park war ringsum von hohen Bäumen und Büschen eingefast, und man konnte nur an einzelnen Stellen einen Durchblick haben. Die große Heerstraße ging an demselben vorbei, und wenn man vor dem Gebäude auf dem breiten zwischen Haus und Chaussee sich ausdehnenden Rasen saß, konnte man die vielen Wagen und Fußgänger von weitem wie auf einem Theater vorüber ziehen sehen, dessen fernsichtiger Hintergrund mit hohen Bergen eingerahmt war. Es war ein herrlicher Aufenthaltort, dieses Institut, und ein wahres Paradies, namentlich im Frühling, wenn die unzähligen Rosenhecken und hunderterlei blühende Ziersträucher, besonders die zahlreichen Fliederhecken dufteten, die Singvögel den ganzen Tag ihre Frühlingslust in die schöne Welt hineinschmetterten, und die Nachtigallen die Nacht hindurch sich in süßberückenden Liebesliedern einander antworteten. Die jungen Leute des Institutes waren von Dr. Berger belehrt worden, daß eine der ersten Bedingungen der Gesundheit eine reine, gute Luft sei, und daß es nicht gut sei, wenn der Mensch sich verweichliche, wenn er sich ängstlich ins Zimmer einsperre, sich vor jedem Tröpfchen Wasser und jedem unberufenen Lufthauche fürchte. — Er meinte, der Mensch sei um so gesunder, je enger er sich seiner Allmutter Natur an den Busen lege, und je mehr er sich an Alles gewöhne. Jede freie Viertelstunde brachten die Knaben draußen im Freien zu. Da wurden alle möglichen Spiele angestellt, und

der nahe Mineralbrunnen, welcher ein sehr wohlchmeckendes, kohlen-säure-reiches Getränk darbot, diente zur Stillung des Durstes, ohne daß je einer krank davon geworden wäre. — Es ist ja bekannt, daß die Kohlen-säure ein Schutzmittel gegen die Schädlichkeit des Wassergenusses nach Erhitzung ist. — Auch hatte die Mehrzahl der Zöglinge Nachts die Fenster der Schlafzimmer offen und selbst der Direktor ging ihnen hierin mit dem Beispiel voran, trotz der Besorgnisse mancher ängstlichen Mutter. — „Ich bitte Sie, um Gotteswillen, Sie können ja einen Schlagfluß bekommen! — denken Sie doch nur die Nachtlust! — das ist ja fürchterlich gefährlich! — hieß es dann! —

„Ach was, Nachtlust,“ meinte er, — „ist auch Lust, und höchstens etwas kühl.“ —

„Und feuchter,“ entgegnete man ihm — „und dann die Kohlen-säure, welche in der Nacht von den Pflanzen ausgehaucht wird, die ist ja giftig!“ —

„O ja, Kohlen-säure ist allerdings giftig, wie die Leute sagen, aber, meinen Sie denn, wenn Sie sich in einem Schlafzimmer fest einsperren, und noch dazu mit mehreren Schlafgenossen, da hätten Sie keine giftige Kohlen-säure? — Da haben sich noch ganz andere Dinge in der Luft angesammelt, die so unangenehm sind, daß man davon übel wird, wenn man Morgens in ein Schlafzimmer hineintritt, in welchem die ganze Nacht nicht gelüftet worden ist.“

Alle derartigen Aengstlichkeiten und Vorsichtsmaßregeln sind nur Folgen von der Verzärtelung der Menschen, und davon, daß sie sich in Folge ihrer sogenannten Cultur immer mehr von der Natur entfernt haben. —

Der beste Beweis aber für die Ansichten des Direktors, — daß man bei guter aber mäßiger Nahrung, regelmäßiger Bewegung, frischer Luft,

reinem Trinkwasser, sorglicher Pflege und Reinlichkeit des Körpers in Betten und Kleidern — seine Gesundheit am besten und sichersten erhalten könne — war der, daß die Ärzte und Apotheker an dem Institute sehr wenig Geld verdienten, höchstens einmal, wenn ein Zahn ausgezogen, oder bei einer Unmäßigkeit ein Brechmittel verordnet werden mußte.

Die schlechten Zähne aber ebenso wie die zuweilen vorkommenden Verdauungsstörungen, waren keine Folgen der Lebensweise im Institute, sondern vielmehr der frühern und manchmal ohne Wissen des Direktors im Institute an einzelnen Pensionairen verübten Sünden unvernünftiger und ihre Kinder verzärtelnder Mütter, welche der Ansicht sind, der arme Junge müsse doch immer etwas Leckeres nebenbei haben, so etwas bekomme er im Institute ja doch nicht. —

„Ja, die Mütter,“ — sagte oft Dr. Berger „mit ihrer unverständigen — Liebe — kann man es kaum nennen — schaden ihren Söhnen viel mehr als sie ihnen Gutes thun. — Wenn sie es voraussehen könnten, wie unglücklich sie oft ihre Kinder machten — würden sie es gewiß nicht thun! — Wenn man in die Kinder schon frühzeitig hundertlei Bedürfnisse hineinlegt, die naturgemäß gar keine sind, muß man sich nicht wundern, daß daraus später Menschen erwachsen, die vor lauter leiblichen Bedürfnissen gar keine geistigen haben. Je mehr Bedürfnisse die Menschen haben, desto größer wird die Unmöglichkeit, dieselben alle zu befriedigen, und desto leichter ist Unzufriedenheit des Lebens die Folge. — „Es ist erstaunlich, welche Ansprüche jetzt schon so ein fünfzehnjähriger Junge macht, wenn ich mich mit demselben vergleiche, als ich in demselben Alter war. — An Taschengeld habe ich nicht gedacht, und keins gehabt, bis

ich es mir selbst verdiente, und da ich wußte, wie mühsam es verdient werden mußte, indem ich jüngeren Schülern Privatstunden erteilte — gab ich es nicht leichtsinnig aus und hielt jeden Pfennig gut zu Rathe.“ —

Dr. Berger sprach im Allgemeinen nicht viel; namentlich nie über nichts sagende oder höchstgleichgültige Dinge — wie es ja eigentlich doch bei den meisten Gesprächen der Fall ist. — Wie oft kommt es in einer Unterhaltung vor, daß irgend ein solch nichts sagendes Thema schon von allen möglichen Seiten ventilirt worden ist, und nun weiß wirklich Keiner mehr etwas darüber zu sagen; es ist mäuschenstill — bis da Einer wieder von vorne anfängt, als ob noch gar nichts darüber gesagt worden wäre, und nun weiß Jeder wieder etwas, bloß daß er das wiederholt, was vorhin von Diesem oder Jenem vorgebracht wurde. — So litt er auch nicht, daß die Knaben sich bei Tische über derartige Einfältigkeiten unterhielten, sondern meinte, es wäre viel nützlicher zu schweigen, so lange man nichts Gescheidtes zu sagen hätte. — In der Regel waren die größten Schwächer gerade immer diejenigen, welche im Unterrichte selten etwas wußten. — Sobald sich aber irgend eine Gelegenheit bot, etwas zu erklären, oder über einen interessanten Gegenstand sich zu verbreiten, dann wurde Dr. Berger lebendig und sparte die Worte nicht, bis die Sache geklärt und erschöpft war. — Ueberhaupt versäumte er keine Gelegenheit, die Knaben zu belehren, um falsche Vorstellungen und falsche Begriffe bei denselben zu berichtigen. — „Falsche Ansichten“ — sagte er — sind im Geiste dasselbe, was Gift im Körper ist; sie arbeiten und zerstören im Geiste, führen zu falschen Schlüssen, verkehrtem Wollen, thörichtem Handeln. — Richtig zu beobachten, klar zu sehen, logisch zu

denken und fein zu fühlen, — hielt er für eine der wichtigsten Vorbedingungen für ein gesundes Geistesleben.

Ein besonderer Anziehungspunkt für die Knaben im Institute war die schöne herrliche Umgebung. — Schon an allen Schlafzimmern schauten die benachbarten Berge herein, und zogen das Herz mächtig an, sie zu besteigen, und die wunderbare Aussicht zu genießen. Dann war der kleine Fluß mit seinen Windungen und seinen stellenweisen Tiefen ein reizender Geselle. An seinen Ufern konnte man ganze Stunden zubringen mit Einfangen von Fischen oder Krebsen, mit Canal- und Wasserbauten, und allerlei Kurzweil. —

An den freien Nachmittagen gab's größere Ausflüge an den Rhein, Kahnfahrten, Bäder u. s. w., oder man stieg auf die Berge an die schönen Aussichtspunkte, oder zur Besichtigung der berühmten in der Nähe befindlichen Basaltgruben.

So ernst Dr. Berger sonst in der Schule und in der Arbeit war, so munter war er, wenn er mit seinen Kindern (so nannte er seine Zöglinge) draußen war. Er kletterte mit ihnen in den Bergen herum, half ihnen fischen, und schwamm mit ihnen um die Wette in den grünen Fluthen des Rheines umher. — Niemand sah ihm dann den Pädagogen und Lehrer an, die man sonst immer an einer gewissen steifen, mehr gemachten als natürlichen Würde kennt. —

Dr. Berger war immer natürlich; — demnach war er ernst und nachdenklich, wenn die Sorgen des Amtes und der Arbeit ihn umgaben — aber auch ebenso munter und selbst kindlich ausgelassen, wenn er draußen war. — Seine Schüler ehrten und liebten ihn alle wie einen Vater und unterwarfen sich seinen Anordnungen nicht aus blindem Gehorsam, sondern weil sie wußten, daß die Liebe — und die

Sorge für ihr eigenes Wohl dieselben vorschrieb. —

Es gab, wie in jeder Gesellschaft, ein Statut, eine Hausordnung in dem Institut, aber dieselbe war nicht dazu da, um in dem Hause eine kleinliche militärische Ordnung herzustellen; — die Regeln der Hausordnung waren meistens ganz selbstverständliche — von den Gesetzen der Höflichkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme diktierten Verhaltensmaßregeln, die einem jeden ordentlichen Jungen keinen lästigen Zwang auferlegten, wohl aber den Aufenthalt im Hause angenehm machten. — Der Hauptzweck des Aufenthaltes im Hause war ja eine wissenschaftliche Ausbildung und eine Angewöhnung von Tugenden, die zum glücklichen Leben führen sollten. Müßiggang und Langeweile, — mit Nichtsthun, Herumräkeln auf den Tischen und Bänken, mit Trommelübungen oder träumerischem durch die Fenster gaffen die Zeit todt zu schlagen, — das war Dr. Berger ein Gräuel. — Wenn ein Junge im Hause war, mußte er sich mit irgend etwas beschäftigen, auch wenn er Muße hatte; — mochte er spielen, malen, zeichnen, laubfägen, Papierpuppen schnitzeln zc., das war gleichgültig, aber es mußte irgend eine Beschäftigung sein. —

„Ein Junge, der sich langweilt, — sagte er immer — verfällt auf allerlei Dummheiten und Einfältigkeiten, und hat an keinem Orte Ruhe, läuft aus einer Stube in die andere — ohne zu wissen, was er in irgend einer zu thun hat — er ist ein sich selbst und Andern lästiges Geschöpf. — Also soll er sich im Zimmer irgend etwas an die Hand nehmen, oder lieber hinausgehen und sich herumtummeln, dann haben doch Leib und Lunge etwas nützliches davon.“ —

Wenn aber auch ein Junge einmal ein halbes Jahr bei Dr. Berger war, dann konnte man sicher

sein, daß ihm schon ein guter Theil seiner schlechten Gewohnheiten abgewöhnt war, und die Gründe, die Dr. Berger so einem ungezogenen, von Hause aus ganz vernachlässigten Jungen gegen seine Unarten anführte, waren derart schlagend und stichhaltig, daß sich der Junge meistens vor sich selbst deswegen schämen mußte. Dr. Berger hatte überhaupt im Laufe seiner Erziehungsthätigkeit ganz unerwartete Entdeckungen gemacht. — Es waren doch meistens Söhne guter Familien, die ihm zur Erziehung anvertraut wurden, und man hätte erwarten sollen, daß solche Knaben wenigstens äußere Manieren und Anstand mitbringen würden. — Aber — weit entfernt! — Er hatte solche Zöglinge, an denen man den vortheilhaften Einfluß einer wirklich erziehenden Mutter sogleich wahrnahm, aber, es war erstaunlich, wie ungezogen und flegelhaft Manche in sein Haus kamen, denen man gewiß eine Beleidigung gesagt haben würde, wenn man sie als nicht von einem guten Hause herkommend bezeichnet hätte. Es wäre dies noch zu begreifen gewesen bei Knaben, die ihre Mutter frühzeitig verloren hatten, wie der arme Wilhelm, aber da waren oft welche, deren Eltern ein großes Haus machten, die aber nicht wußten, wie man eine Thüre auf und zumachen, oder wofür die Matten und Fußkräzer an den Thüren waren, oder daß die Fußböden eines Zimmers keine Spucknäpfe, oder keine Papierkörbe wären, und daß ein Zimmer, worin man liest, schreibt, oder sich angenehm aufhalten sollte, kein Spielplatz ist, und daß Tische und Stühle in einem anständigen Hause nicht mit Federmessern bearbeitet werden, und was dergleichen gewöhnliche Dinge sind, die einem jeden fühlenden Menschen sein eigenes Herz sagen sollte. Aber — ein gutes Herz — das war wirklich eine seltene Waare, und Dr. Berger

war froh, wenn wenigstens die natürlichen Anlagen zu diesem ersten und vorzüglichsten Erforderniß eines jeden Menschen noch vorhanden waren. Am Herzen war ja der Punkt, wo er nach seiner Erziehungsmethode den Haupthebel ansetzen mußte, und wo er einen solchen Ansetzpunkt nicht fand, da war, nach seiner Meinung, überhaupt nichts mehr auszurichten. Es war zum Glück in dem Institute ein allgemeiner Geist, eine stillschweigende, selbstverständliche Unterordnung unter die daselbst bestehende Sitte, daß ein Neuling kaum anders konnte, als mit dem Strome zu schwimmen, in den er hineingerathen war. — Freilich lief dieser Amalgamirungsprozeß nicht immer so glatt ab; es setzte oft hartnäckige Kämpfe; — aber — so nachgiebig und leicht Dr. Berger in nebensächlichen Kleinigkeiten auch sein konnte, wenn es die Hausordnung, den Fleiß und die Sittlichkeit eines Knaben anbelangte — wenn er in dieser Beziehung Forderungen stellen mußte — dann war er „zähe wie altes Leder“. — So drückte er sich nämlich selber aus, damit der Junge wissen sollte, wie er mit ihm dran sei, und daß der Direktor ein Damm sei, an dem das Wasser wohl spielen, auch heftig anstürmen könne, der aber niemals nachgeben würde. — „Hat er dann einmal ein Loch,“ sagte er, dann ist's vorbei!

So war Dr. Berger der gesellschaftliche und geistige Mittelpunkt seines Hauses, nach dessen festem, beständigem, gleichmäßigem Wesen und Willen sich das ganze Haus — Lehrer, Schüler, Frau Dr. Berger und das Dienstbotenpersonal richteten, dies nicht wie einen Zwang oder Absolutismus, — sondern als einen sichern und bequemen Wegweiser zur Ordnung und zum Glücke betrachtend.

Glück, wirkliches Menschenglück, Friede und Freude war in dem

Hause! — das mußte man sagen, und das sagte auch Jeder, der eine Zeitlang dort gelebt hatte. — Es gibt gewiß unter allen größern Gesellschaften immer Verstimmungen, Reibereien — und es ist in einem solchen Institute auch nicht jeder Zögling gleich angenehm und lebenswürdig — aber — es herrschte doch meist eine große Verträglichkeit und Gemüthlichkeit unter denselben; — denn Dr. Berger duldet keine Feindseligkeiten, namentlich keine Streiche, die von einem schlechten verdorbenen Herzen zeigten. — Ein anderer Punkt, den er ganz besonders betonte, war die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit im ganzen Wesen eines Knaben, und nichts in der Welt konnte ihn so sehr in Harnisch bringen, als eine Lüge. — Es war seine Art nicht, körperliche Strafen anzuwenden, wo es sich nur um Leichtsin, Bergeßlichkeit, Nachlässigkeit handelte; aber — wenn er an einem Knaben einen Akt boshafter Rohheit erfuhr, oder, wenn er einen solchen auf einer Lüge ertappte — dann übte er die körperliche Züchtigung eigenhändig und in einer Weise aus, daß der Junge es so leicht nicht wieder vergaß. — Es mußte denn ein notorischer Taugenichts sein, — sonst rührte Dr. Berger oft das ganze Jahr einen Zögling nicht an, um ihn zu strafen. Im Gegentheil lag in seiner Art zuweilen etwas Gemüthlich-Zärtliches. — Abends nach gethaner Arbeit, wenn nach dem Nachessen Alles abgeräumt war, dann sammelten sich alle Zöglinge an den Tischen, und Dr. Berger saß mitten unter ihnen, nahm Theil an ihren Unterhaltungen, machte auch mit dem Einen oder Andern ein Schachspiel. Die ältern Zöglinge, namentlich die Amerikaner und Engländer, arrangirten mit Frau Dr. Berger ein Whistspielchen, während von den Jüngern Dame, Trick-track, Domino, Comödchen und dergl. bevorzugt

wurden. Um 9 Uhr ging die Glocke, dann wünschten sie Alle gute Nacht, und das glückliche Völkchen verzog sich in die Schlafzimmer; nach einer Weile ging Dr. Berger noch einmal hinauf und fand sie dann alle in ihren Betten; er ging noch einmal durch die Zimmer, strich Einem oder dem Andern einmal über das Haar, wünschte gute Nacht und verfügte sich zurück in den Saal, wo er mit den Lehrern und seiner Frau noch ein Stündchen sich unterhaltend, das Nöthige besprechend und berathend, verblieb. Um 10 ging man zu Bette, und kurze Zeit nachher hielt Morpheus das ganze Haus in seinen Armen, nur er — die Seele des Hauses, benutzte die Stunde von 10—11 noch, um sich mit der Tagesliteratur auf dem Laufenden zu erhalten. Er legte sich zuletzt zum Schläfe nieder, und war Morgens 5 $\frac{1}{2}$ Uhr der erste wach, um die Zöglinge herauszuschellen, und sich um 6 Uhr mit ihnen im Arbeitsaal zum Beginn eines neuen Tagewerkes zu versammeln. — Lassen wir ihn ruhen: Sein Schlaf ist sicher ein ruhiger, denn nach gethaner Arbeit ruht sich's wohl, und man sagt —

Ein gutes Gewissen
Ist das beste Ruhemissen.

Drittes Kapitel.

Ein Menschenleben.

Ehe wir zu dem eigentlichen Verlauf unserer wahren Erziehungsgeschichte übergehen, — ehe wir uns mit der Entwicklung der im Anfang der Erzählung kennen gelernten Zöglinge befassen können, müssen wir uns nach der Vergangenheit des Direktors umsehen; — weil uns sonst manche Züge im Verlaufe der Geschichte wohl etwas neu und unerklärlich vorkommen könnten. Man ist so schnell fertig mit dem Urtheile eines Menschen; — Man glaubt so leicht Leute zu kennen

an dem, was sie thun und treiben, aber — alle Kenntniß eines Menschen ist oberflächlich, wenn sie sich nicht auf die natürlichen, schon in der Kinder- und Knabenzeit hervortretenden Charakter- und Gemüthsanlagen erstreckt. — Erst dann wird uns manches an einem Menschen verständlich und klar, was wir uns ohne dies nicht zurecht zu legen im Stande waren. —

Wir haben vor uns einen ganzen Stoß von Papieren, Hefen, Briefen, Tagebüchern, und sind leicht im Stande, aus denselben das Lebensbild unseres Direktors zusammenzustellen. —

Er war der Sohn eines preussischen Zollbeamten, und geboren in einem der vielen Orte, an dem eine Beamtenfamilie hingeschleudert zu werden sich gefallen lassen muß. Von seinem Geburtsort weiß er wenig, da seine Familie, nachdem sie daselbst kaum warm geworden, schon wieder weiter wandern mußte. In späteren Jahren besuchte er den Ort als Student, und wir finden in dem darauf bezüglichen Tagebuche die folgende Stelle:

„..... Es beschlich mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich an einem herrlichen Morgen Anfangs September fröhlichen Muthes, leichtem Herzens und noch leichtem Geldbeutel auf der trier-kölner Chaussee dahin schritt, und bei der nächsten Biegung um den Hügel den Ort meiner Bestimmung — meinen Geburtsort, den ich bisher noch nie gesehen hatte, in der Ferne liegen sah. — Ich konnte mich nicht irren, man hatte mir ja bei meinen Verwandten, bei denen ich die Nacht zugebracht, gesagt, daß ich binnen zwei Stunden kein Dorf antreffen werde, bis nach Schöneck, wohin mich mein Herz zog, da ich doch die Stätte kennen lernen wollte, wo meine Wiege gestanden. Da lag es also vor mir in einem flachen Wiesenthal, durch welches sich die

fischreiche Riems wie ein Silberstreifen in einem grünen Billardtuche hinschlängelte. „Schöneck,“ sagte ich zu mir. ja, — da hängt die Burg, wovon mir meine Mutter oft erzählte, so dicht über dem Ort, daß die Steine oft zerstörend in die Dächer hineinrollten, und man sich genöthigt sah, einen Graben und Wall aufzuwerfen, um dieselben aufzufangen.“ —

„Ja, es ist wirklich schön, dieses Schöneck! — vielleicht ist der Name eine Vorbedeutung gewesen, daß mir eine so starke Empfindung des Schönen mit in die Wiege gegeben wurde!“ — Und da liegt die Kirche, in der mich der Pfarrer mit Wasser begoß, und die ich in Folge davon mit einem sehr unwilligen Schreien erfüllt haben soll. — Bei dem guten Pfarrer bleibe ich heute, und er soll mich überall hinführen, namentlich mir die Stube zeigen, die meine erste Welt war.“ — So sprach ich zu mir und schritt, fast mit klopfendem Herzen ins Städtchen, das Pfarrhaus erspähend, welches man ohne Mühe erkannte.

Berger brachte häufig seine Ferien in der Eifel zu, wie man aus seinen Notizen ersehen kann, und nichts konnte ihn mehr ärgern, als wenn die Leute ihm so geringschätzig von der Eifel sprachen. —

Wie er in Schöneck beim Pastor noch einen Studenten aus Trier fand, mit dem er gemeinschaftlich die Gegend durchstreifte, und auch den berühmten Lambertusberger Pferde- und Viehmarkt besuchte, müssen wir übergehen und uns nach dem Rheine wenden, wohin seine Eltern mit dem 2jährigen Knaben gezogen waren. Die letzten Erinnerungen aus dieser Zeit sind voller Poesie und Phantasie und knüpfen sich an die herrliche Gegend und die Menschen, die ihm Liebes thaten. Da waren zwei alte, kinderlose Leute, aus der Nachbarschaft, und die von ihnen an Kindesstatt angenommene

Nichte, welche an dem Kleinen ihre Freude hatten und sich viel mit ihm beschäftigten, ihn allerlei Sprüchlein und Lieder lehrten, und überall in die Nachbarorte mit hinnahmen, wo's nur irgendwo eine Festlichkeit gab. Der kleine Bursche wurde allenthalben gehätschelt und getätschelt, und weder sein Herz noch sein kleiner Geist ermangelten der Nahrung, die einem jeden Kinde Bedürfnis und seiner Entwicklung förderlich ist. — Der Mutter Berger war eine Versetzung ihres Mannes soweit von der lieben Heimath im Kyllthale ein großer Schmerz, und sie litt viel an Sehnsucht nach ihren Eltern und Geschwistern. — Da der Vater als Steuerinspektor ein Pferd halten mußte, so war es in den ersten Jahren des Aufenthaltes am Rhein selbstverständlich, daß die Mutter von dem Vater jedes Jahr in einem leichten Gefähr im Herbst zur Kirmes nach Hause gefahren wurde. An eine solche Tour knüpfen sich auch Berger's älteste Erinnerungen aus der Eifel, aus dem schönen Manderscheidt, wo immer einige Tage bei der Tante Aufenthalt genommen wurde. Der romantische Zauber, der sich ihm dort beim Anblick dieser schroffen Felsenthäler mit den wunderbaren beiden alten Burgen, den Mühlen im tiefsten Grunde, mit den benachbarten vulkanischen Maaren — um die Seele legte, hat sich ihm nie verloren und übte immer seine Wirkung. Er hat auch später seine Zöglinge öfter in diese herrlichen Thäler und Felsenschluchten geführt, und fand sich immer von gleichem Zauber umstrickt. — Die Heimath der Mutter und das Ziel der erwähnten Herbstfahrten war Kyllburg, wo der Großvater wohnte, wo Onkeln und Tanten zahlreich vertreten waren, und der Kleine von Haus zu Haus wanderte und überall fröhliche Herzen und warme Liebe fand. — Wer die Lage dieses Ortes an der Kyll kennt,

der muß sich nicht wundern, daß es für ein reines, und zum romantischen hinneigendes Kindergemüthe wohl nichts Schöneres geben konnte, als dieses Städtchen, das steil auf einem von beiden Seiten von der Kyll umspülten Berg angelegt war, der oben auf der Höhe von der prachtvollen alten Stiftskirche mit dem melancholischen Kreuzgange, und den ringsum am Bergesabhang liegenden frühern Wohnungen der fetten Stiftsherren gekrönt war. Von der Stiftskirche zog sich nur eine Straße den Berg hinab, die wie auf einem Halse lag, und deren Häuser an der Hinterseite gleich unter sich die rauschenden Wogen der Kyll hineilen sahen. — In einem der Stiftshäuser wohnte Berger's Großonkel, Notar und Bürgermeister zugleich. — Welch' ein Paradies war dessen Garten! — ganz auf Terrassen rings um den Berg angelegt, deren unterste Etage von dem Hain eingerahmt war, einem hohen Buchenwald, den man durchklettern mußte, um steil hinab an die Kyll zu kommen. — In diesem Garten gabs Treppen, auf und ab, und es war ein wahres Labyrinth von Mauern, Thürchen, Lauben, Hecken, Obstspalieren &c. — Und hier wohnte Berger's Cousine, eine romantisch-poetische Natur, die, obgleich viel älter, doch den Jungen zärtlich liebte, und mit welcher er in der großen Laube auf der obern Blumenterrasse schöne Lieder und Duetten zur Guitarre sang. — Musik und Gesang, das war für den jungen Berger das Höchste in der Welt, und er erlangte auch, besonders da er mit einer ungewöhnlichen, prachtvollen und selbst umfangreichen, das hohe spielend bewältigenden Stimme begabt war, im Gesang sehr frühzeitig eine bedeutende Fertigkeit. —

Doch kehren wir wieder an den Rhein zurück, und lassen wir die herrlichen Erinnerungen aus der romantischen Eifel eine Weile ruhen;

Wir haben sie nur berührt, weil diese Eindrücke gewiß von der größten Bedeutung für Berger's Empfindungs- und Gefühlsentwicklung war. —

Auch an den Weingestaden sollten Berger's Eltern nicht lange bleiben. Die ältern Brüder traten in das Alter, wo der Vater eine höhere Bildung für nothwendig erachtete, und deshalb siedelte die Familie nach dem Niederrheine über, wo ein Gymnasium dieselben aufnahm — Berger kam vorerst noch in die Elementarschule, und da mußte es denn auch der Zufall bringen, daß der Lehrer, der ihn aufnahm, ein enthusiastischer Musikliebhaber war. — In dem Tagebuch finden wir darüber in späterer Zeit Folgendes niedergeschrieben:

„Lebhaft erinnere ich mich noch des Morgens, wo mich meine Mutter zum Lehrer G. brachte. — „Nun, sagte der Lehrer, kannst Du auch singen?“ — Ich war etwas ängstlich, denn wohl 100 Paare neugieriger Augen aus den gefüllten Bänken sahen mich an. — Ich lispelte ein verschämtes „Ja,“ wollte aber nicht recht heraus, als mich der Lehrer aufforderte, eins zu singen. — So viel ich mich auch besann, von den vielen Stückchen, die ich von der guten Pflögetochter im Hause der Alten gelernt, wollte mir aber auch gerade nichts anders, als ein rechtes Schelmenlied einfallen, was man mich des Spasses halber gelehrt hatte; aber ich hatte so ein Gefühl, als ob sich das in der Schule nicht schickte. Nach heftigem Drängen jedoch fing ich an:

Kirschen pflücken, Mädchen küssen,
Das ist meine Freude, —

„Tschü, tschü, tschü, — sagte der Lehrer schnell, das darfst Du nicht singen!“ — Alle Kinder lachten, und da fiel mir dann glücklicherweise ein anderes ein, und von den fröhlichen Kindern ermuntert, sang ich so hell ich konnte:

Mit dem Pfeil, dem Bogen &c.

Darob lachte dem alten Lehrer das Herz im Leibe, und nun war ich sein ausgemachter Liebling.“ —

Von da ab mußte der arme Berger manche freie Stunde opfern, die er gerne im Freien vertummelt hätte; der alte Lehrer schleppte ihn nach der Schule immer mit auf sein Zimmer, und besänftigte seinen innern Unmuth mit manchem schönen Apfel. Wenn derselbe Clavierunterricht gab, mußte Berger hinter ihm stehen und zuhören. Da hat er denn gewiß vieles gelernt, wozu er niemals gekommen wäre, da sein Vater zu Musikstunden keine Mittel hatte. Auf diese Weise kam die Musik in Berger ganz von selbst hinein, und wenn das Clavier frei war, oder der Lehrer ihn allein auf seinem Zimmer ließ, dann gab er sich auch selbst ans Spielen und Singen, und machte bei seinen guten Anlagen Fortschritte. Der Alte duldete nur klassische Musik, und unter seinen Schülern waren einzelne tüchtige Spieler, z. B. Bergers erster Jugendfreund Jean, an dem er wegen seiner Fertigkeit im Clavierspielen mit schwärmerischer Liebe hing. Jean war der Sohn einer reichen Kaufmannsfamilie, und hatte noch mehrere ältere und jüngere Geschwister. — Seine Eltern, namentlich seine Mutter, waren feingebildete Menschen, denen man den oben erwähnten Vorwurf der Vernachlässigung an den Kindern gewiß nicht machen durfte. Sie litten niemals, daß ihre Kinder auf der Straße herumliefen, wo sie nicht wissen konnten, welche bösen Reden, welche gefährlichen Eindrücke sich in die Seelen ihrer Lieben hätten einschmuggeln können. Wie gewissenlos sind doch viele Eltern, wenn sie oft ganze Tage lang sich um die Kinder nicht kümmern, und nicht darnach fragen, wo und bei wem sie sind. Wer bürgt ihnen denn

dafür, daß nicht heimlich verstoffenes Gift in die noch schuldlose Seele des Kindes einschleicht, dort sich festsetzt, und vielleicht der Keim zu Sünden und Lastern wird! — So war Jean's Mutter nicht; — das lese ich aus den Briefen, die die Freunde später gewechselt haben, als Jean und sein Bruder Gerhard sich den Armen ihres Jugendgepielen Berger entrissen hatten und in einem Jesuiteninstitut in der Schweiz untergebracht waren. — Zu der Zeit war die Mutter der Knaben gestorben, und der bedeutend ältere Vater entbehrte schmerzlich die Erzieherin seiner Kinder. — Die Entfernung dieser Jugendfreunde war Berger's erster tiefer, und unauslöschlicher Schmerz. Er schrieb sehnsuchtsvolle Briefe an seine Geliebten in der Ferne, aber — die Antworten waren, weil sie unter der Controle und dem Durchlesungszwang der Pater standen — kühl, und befriedigten Berger's Sehnen nicht. — Da fing er schon seine ersten Tagebücher an, in denen er seinen Leiden Lust machte. Es ist ein unbeschreiblicher Reiz in der Lektüre dieser Blätter, aus denen die bis dahin im täglichen Verkehr fast unbewußt gebliebene Knabenliebe zu dem vollen Bewußtsein im Gefühle des Sehnsuchtschmerzes erwachte, und sich dem Papiere anvertraute. Gestatten mir meine Leser eine Probe davon:

„Fort sind sie! — ja fort — weit fort, in ein fernes Land, das ich nicht kenne — das ich nur immer als das Land der Freiheit habe nennen hören! — fort! Wer weiß, wann ich sie wiedersehen werde, wann ich sie wieder in meine Arme schließen darf!

Ein bisher ungekannter Schmerz, — eine furchtbare Beengung in der Brust ergreift mich, wenn ich dran denke! — Vorbei sind alle die schönen Stunden und Tage, die wir zusammen verlebt haben. —

Vorbei sind die herrlichen Sonntage! und mir bleibt nur die Erinnerung! Morgens in der Messe trafen wir uns im Kirchenstuhl, dann schleppten mich die sämtlichen Kinder mit nach Hause, und dann war des Vergnügens kein Ende! Ich blieb den ganzen Tag da und gehörte mit zur Familie. — Was für schöne Sachen waren da! Spielzeuge, die ich früher nie gekannt! Woher hätten meine Eltern auch die Mittel nehmen sollen, um dergleichen anzuschaffen? Welch glückliche Tage waren das! Wie haben wir dort im Garten herumgesprungen; und in der großen Fabrick Verstecken gespielt! Dann spielten die Mädchen Kochen, und wir Jungen waren die Herren, und wurden zum Essen gerufen, welches in dem achteckigen Gartenhaus mit dem chinesischen Spitzdach, und den chinesischen Zopfgestalten auf den Wänden — hergerichtet war! — Ach! das Herz klopft mir noch, wenn ich an die Liebe denke, womit mich die jungen Freunde und Freundinnen überhäufeten! und jetzt? — Ich gehe wohl noch zuweilen hin, und der alte Papa freut sich noch immer, wenn ich komme, und erzählt mir, was die Jungen ihm geschrieben haben — aber — ich kann doch nicht mehr mit den Mädchen allein spielen, — das alte zimperliche Fräulein, die Gouvernante, duldet das nicht, das paßt sich nicht, und die Mädchen thun jetzt immer so genirt. Was mich am meisten schmerzt, ist, daß ich nicht mehr mit Jean musiciren kann! — Ach, — der liebe Junge spielte so reizend; — Wenn wir des Spielens und Rennens müde waren, dann gings im Jubel an den großen Musikschrank, der vorn im Hausgang war, und dann wurden die Opern ans Clavier geschleppt, und dann spielte Jean und ich sang alle Arien, gleichviel ob Baß oder Sopran, daß es eine Lust war.“ — — —

„Als die Mama gestorben war, vergoß der alte Papa oft Thränen, wenn ich ihm die Arien vorsang, die er von seiner Villa so oft gehört hatte! — Ach, es ist doch ein trauriges Ding in der Welt, daß alles Schöne so vergänglich ist! Wie manche Thräne habe ich schon um Euch, lieben Freunde, in der Ferne geweint! Aber sie bringen Euch nicht zurück.“ — —

Dieser Paroxysmus der Trennung beruhigte sich, wie alles Leidenschaftliche. — Berger besuchte das Gymnasium, hatte schon die untern Klassen mit No I absolvirt, und befand sich zur Zeit in Quarta. Der anfängliche Trennungsschmerz hatte sein Wesen aus seiner gewohnten Bahn gebracht. So lange er die Freunde hatte, war alles gut; er war glücklich und — fleißig. — Als dieses Verhältniß aber zerissen war, entstand nach und nach eine Leere in seinem Herzen, die ihm gefährlich wurde. — Er hatte früher nie viel mit andern Kameraden verkehrt, sein Wesen war ausgefüllt, — jetzt aber wurde er in der ersten Zeit nach der Trennung von seinen Freunden ein Träumer. Sein Herz hing an seinen Erinnerungen, und als diese nach und nach verblaßten, erwachte in demselben ein Sehnen nach Unbekanntem, Neuem, — nach Liebe, nach Freundschaft; — er wurde zugänglicher für die Lockungen seiner Kameraden aus der Klasse, und kam nun in eine Periode hinein, die für ihn sehr gefährlich werden konnte, und auch wirklich sein Fortkommen in der Schule hemmte. — Aber einerseits war der Einfluß der vortrefflichen Eltern, anderntheils aber auch eine gewisse Zartheit in seinem Wesen, welche von allem Gemeinen und Rohen zurückschreckte, die Ursache, daß er nicht ganz auf schlechte Wege gerieth. Die Aufzeichnungen von ihm selbst, die in späterer Zeit gemacht wurden,

und die von einer, bei Menschen sonst nicht gewöhnlichen Erforschung seines eigenen Wesens zeugen, geben uns Aufschluß darüber. — Lassen wir ihn selbst reden:

„Wenn ich so über mein Wesen in der Knabenzeit nachdenke, kann ich nicht umhin, anzunehmen, daß ich doch eigentlich von den Knaben meines Alters sehr abwich. Man sagte mir auch manchmal im Spaß, ich wäre auch besser ein Mädchen als ein Junge geworden. — Sonderbar! — Damals begriff ich das nicht, denn in den Jahren denkt man ja noch nicht über sich selbst nach; Wie man ist, so genügt man sich, — und man weiß das nicht besser. — Aber heute kann ich doch unmöglich die mädchenhafte Seite in meinem Wesen ignoriren, wenn ich mich scharf unter das Secirmesser der Beobachtung legen soll. — Es ist doch Thatsache, daß ich mancherlei Spielereien und Beschäftigungen trieb, die ein Junge nie treibt, und die ich an meinen ältern Brüdern nie wahrgenommen hatte. — Warum kletterte ich nicht auf die Bäume? — warum konnte ich nie recht mit Steinen werfen? — und darum auch die Ballspiele nicht mitmachen? — Dagegen Versteckenspielen, Nachlaufen, Seilchenspringen that ich gern. Mit den Klickern oder Spielsteinen konnte ich auch nicht fertig werden; ich konnte sie nicht vom Finger schnellen wie die andern Buben! — Warum nicht? — Sonderbar. — Dagegen war ich ein rechtes Muttersöhnchen, d. h. ich konnte stundenlang bei meiner Mutter sitzen und allerlei Handarbeiten thun, die sonst nur Mädchen thun: stricken, nähen, sticken, häkeln, Puppen ankleiden u. s. w., es ist lächerlich, wenn man daran denkt, — aber — was kanns helfen, es zu verschweigen, es war so! — warum nur? Wenn meine Schwestern (deren ich sechs hatte!) ein neues Kleid, einen neuen Hut, oder der-

gleichen bekommen sollten, dann mußte ich gewiß immer meine Meinung sagen, und man konnte sicher sein, daß mein Geschmack nicht trügte! — Das wichtigste Moment aber, was mir viel zu denken gegeben, und mir selbst oft räthselhaft vorkam, war mein unauslöschlicher Hang nach Liebe, nach Freundschaft — und der ist mir geblieben, obgleich mich derselbe manche sehr traurige Erfahrungen gekostet hat, weil ich bei der Wahl der Freunde mich oft nach dem äußern Schein richtete, und das Schönheitsgefühl dabei eine große Rolle spielte. — Solcher Freundschaften, in denen aller Zauber der Liebe und idealen Begeisterung mit unterlief, habe ich mehrere gehabt, und ist deren Verlauf in gewisser Beziehung sehr lehrreich für mich gewesen, weil ich mir in Tagebüchern immer genaue Rechenschaft über mich selbst gab, und so nach und nach eine genaue Kenntniß meines eigenen Geistes und Seelenlebens erhielt, die auch fördernd für die Kenntniß der andern Menschen, sowie für die Analyse des Religionswesens im Menschen war.“ —

Aus diesen Tagebüchern erhalten wir denn auch Kunde von mehreren solcher Freundschaften, und wir sind erstaunt, welche Fülle von den schönsten Blüthen der Begeisterung und des höchsten Seelenschwunges uns hier entgegentritt. Wir haben massenhafte Briefe von Berger an einen Freund, der mit ihm in derselben Stadt zusammenlebte, aus denen aber für den unbefangenen Beurtheiler hervorging, daß Berger sein Herz an einen Menschen gehängt hatte, der ihn gar nicht verstand, und seiner Liebe höchst unwerth war. — Es war nämlich eigenthümlich, daß Berger seine Freunde immer zu viel veridealisirte, und sich dieselben anfangs immer so vorstellte, als ob sie von derselben Begeisterung für alles Hohe und

Ideale ergriffen wären, wovon seine Seele erfüllt war, und dieser Umstand, daß er seine Freunde nicht nur schön, sondern auch lebenswürdig, gut und ideal haben wollte, war denn eine Veranlassung, daß er an seinen Freunden immer herumhofmeisterte, ihnen niemals schmeichelte, als da, wo sie es verdienten, sie aber wohl mit hohen Ansprüchen und Forderungen quälte, die in den Augen eines Alltagsmenschen und Duzendmenschen gar nicht begriffen, noch weniger geleistet wurden. Berger aber war trotz solcher Quälereien ein so liebender, zu jeder Aufopferung stets bereitwilliger Freund, daß alle, die mit ihm in einem solchen Freundesverhältniß gestanden haben, noch heute schmerzlich bedauern, daß das schöne Verhältniß zerrissen wurde. So finden wir auch Mittheilungen aus der Zeit seiner Studentenjahre. —

Berger hatte durch die Familie seines Jugendfreundes Jean eine Hauslehrerstelle in Bonn erhalten, die ihm in pekuniärer Beziehung seine Existenz in der Universitätsstadt sehr erleichterte.

Außerdem bekleidete er eine Assistentur im chemischen Laboratorium, welche mit Gehalt verbunden war. Dazu kamen noch einige Privatstunden, und somit hatte er sein Auskommen und brauchte seinen Eltern keine Sorgen mehr zu verursachen. — Was den meisten Studiosen viel Geld, Zeit und oft Gesundheit kostet, das Verbindungs- und Corpswesen, hatte auf Berger keinen Einfluß; das war ihm zu roh und widerte ihn an. Auch schloß er sich enger an die Familien seiner Zöglinge, deren Hauslehrer er war, und blieb somit von allem rohen und gemeinen Treiben des Studentenlebens unberührt. — Nur einen Freund hatte ihm der Zufall in einem sonntäglichen Tanzkränzchen zugeführt, und diesem gab er sich denn mit der ganzen Macht

seines Wesens hin. — Leider war das angenehme Wesen desselben auch ein Anziehungspunkt für viele Andere, und da derselbe etwas eitel und Schmeicheleien nicht unzugänglich war, konnte er dem Andrängen der Kameraden nicht widerstehen und wurde in einen ganzen Schwarm von Freundschaften (natürlich lauter Schmollisfreundschaften) hineingetrieben. — Das war aber dem armen Berger eine harte und quälende Zeit! — Er warnte den Freund vergebens und sagte ihm, daß es viel leichter sei, zehn Freunde anzuschaffen, als wieder einen einzigen loszuwerden, ohne Verdruß oder Haß davon zu ärnten. So oft Berger denselben auf seinem Zimmer (Bude nennen's die Studenten) auffuchen wollte, fand er dieselbe von den vielen Freunden belagert, welche mehr Herr darauf waren, als der Eigenthümer. Daß seine Eltern, denen die Unterhaltung ihres Sohnes auf der Universität ohnehin viel sauren Schweiß und mühsam erworbenes Geld kostete, auf diese Weise die Bude für andere Studenten bezahlten, daß sie somit betrogen wurden und den Zweck mit ihrem Sohne nicht erreichten, — daran dachte der gute Freund in seinem *dulci júbilo* nicht. — An irgend ein Arbeiten war nämlich bei ihm nicht zu denken; er war ja nie allein. — Am Collegienbesuch war er ebenfalls sehr oft gehindert, denn seine Freunde ließen ihn nicht hineingehen, sondern schleppten ihn sonst wo hin. — Der anfangs wirklich von ihm geliebte Berger wurde nun ein lästiger Mahner, und um denselben zu beschwichtigen, oder um ihm diese oder jene Ungehörigkeit, diese oder jene Kneiperei, diesen oder jenen dummen Streich zu verheimlichen, wurde zu Lügen gegriffen! — Und Lügen in der Freundschaft? — das war Berger eine Unmöglichkeit zu denken. — Er hatte sicher als Junge auch manchmal gelogen, auch

seine Lehrer und selbst seine Eltern, und hatte darüber wenig nachgedacht — aber einen Freund zu belügen, Comödie zu spielen, wo man zu lieben glaubt, — das war ihm eine Unmöglichkeit. — Nie ist die Freundschaft idealer und schöner aufgefaßt worden, als von ihm. Indem er seine Freunde liebte, wollte er sie auch gut und glücklich machen.

Wenn wir die Tagebücher über diese Zeit seines Lebens lesen, müssen wir einerseits lächeln, in denselben die feurigsten Ergüsse seiner Freundschaftsgefühle wieder zu finden, — eine Ferve, wie sie nur in den Briefen eines Verliebten einer Geliebten gegenüber zu erklären sind, — aber zugleich begegnet uns darin eine Skepsis, eine Zerlegung seines eigenen Seelenwesens, wie sie nur dem arbeitenden Geiste eines Philosophen entspringen kann. Und in der That ist die ganze Philosophie des Dr. Berger, wie wir sie in spätern Arbeiten wiederfinden, das Resultat von tiefen psychologischen Studien, deren Objekt sein eigener Geist, seine eigene Seele, namentlich sein Gefühlsleben war. Was er später über das Wesen der Liebe, über die Vernunftideale, über deren innerlichen Zusammenhang untereinander, zu einem einheitlichen Systeme zusammengestellt hat, das war keine leere spekulative Philosophie, das war pure Wirklichkeit, Realität, — das war sein eigenes Wesen, in dem die in der Philosophie von den Gelehrten getrennten Dinge zu einem einzigen Ganzen verschmolzen waren. Seine Ideale lebten in ihm so faßbar, greifbar, daß wir uns nicht wundern müssen, daß sie ihm wirklich real waren, und daß sie ihm durchaus keine Hirngespinnste waren, wie die Materialisten von dem Idealen behaupten. — Es wird unserer jetzigen, dem Idealen so abgewendeten Zeit schwer, das Wesen eines Menschen, wie Berger war, zu begreifen, denn Freundschaften, wie

er sie sich gedacht und gepflegt, existiren in Wirklichkeit nicht mehr. — Man mag ihn allerdings einen Phantasten nennen, aber mit seiner Phantasterei ist er weiter gekommen als viele tausende Nichtphantasten — er ist ein wirklich glücklicher Mann geworden und hat Glück und Segen über viele, die mit ihm verkehrt und gelebt haben, ausgegossen, und das ist Praxis, keine Phantasie.

Er hatte dabei traurige Erfahrungen gemacht, wie wir es an der Studentenfreundschaft gesehen haben, und dieselben wurden noch vermehrt durch eine wirkliche Liebesgeschichte, die sich in nicht mehr als drei Sommermonaten abspielte, und worin seine damals noch ahnungslose Seele alle Phasen der Anlockung, des Suchens und Findens, des Intriguenspiels und des schmäligsten Betrogenwerdens durchmachte. Der Gegenstand dieser Liebe war eine wirkliche Cofette, die sich mit einer solchen Atmosphäre von Natürlichkeit, Gutmüthigkeit und weiblichem Zauber zu umgeben verstand, daß ein unverdorbenener und unerfahrener Jüngling leicht in ihre Netze gezogen wurde, um so mehr, als sie diese Geschicklichkeit zu einer wirklichen Kunst gebracht, und dieselbe sogar zu gleicher Zeit an zwei oder drei zugleich ausübte, es meisterhaft verstehend, dieselben an verschiedenen Orten, und zu verschiedenen Zeiten zu beschäftigen und in Regsamkeit zu erhalten. — Berger war nach der Zeit wie ein ausgebrannter Vulkan, und nie seit dieser Zeit hat seine Seele sich in der Liebe zum Weibe, zu der Begeisterung, zu der unbegrenzten Vertrauenshingabe mehr empor-schwingen können, die ein unbedingtes Erforderniß der wahren Liebe sind. Alle spätere Anknüpfungen in diesem Gebiete waren nur ihm selbst unbewußter Schein, den er für Liebe nahm, während er sein erstes Gefühl für blinde

Leidenschaft hielt. So wandelt der Mensch in Finsterniß und dunkler Unbewußtheit durch das Leben, und wird oft erst sehend, wenn es zu spät ist. Der Faden aber, der sich durch sein Leben hinzog, war und blieb die Liebe, und zwar in der reinen und edeln Form der Freundschaft, und es war natürlich, daß diese Erhebung seiner Seele, nachdem sie diese, doch mehr oder minder egoistische, d. h. nur zwei Individuen zu Gute kommende Form durchschritten, sich zu der allgemeinen Menschenliebe erweitern mußte. — Alle Täuschungen, die er von einzelnen Menschen erfahren hatte, konnten ihm die Ueberzeugung von der Aechtheit seines Gefühls nicht rauben, und zerstörten ihm weder den Glauben an den ursprünglichen Adel des Weibes noch der Menschheit. —

Wir finden ihn nachher in der Metropole des Rheines wieder, dem Unterrichtsfache sich widmend, aber er war Gesundheit halber genöthigt, diese Stellung gegen eine andere zu vertauschen, die ihn den großen Anstrengungen des Unterrichtens in überfüllten Gymnasialklassen enthob. Er wurde Informator und Reisebegleiter eines jungen Rittergutsbesizers, der wegen eines schrecklichen Nervenleidens ebenfalls seine Studien unterbrochen hatte und mit Reisen und Aufenthalt in südlichen Bädern zu vertauschen genöthigt war. Die zwei vergangenen Lehrer-Jahre waren hart und voller Entbehrungen für ihn. Die volle anstrengende Beschäftigung am Gymnasium brachte ihm nur 200 Thlr. jährlich ein, die im zweiten Jahre auf 300 Thlr. erhöht wurden; Privatstunden nach den anstrengenden Berufspflichten waren also eine Lebensfrage für ihn. Seine Gesundheit war immer eine unsichere gewesen. — Von Jugend auf sehr zart und delikate, waren zunächst die Studienjahre in den obern Gymnasialklassen von gro-

ßen Anstrengungen begleitet, indem er zur Unterstützung seiner Eltern schon zu Privatstunden bei jüngern Schülern greifen mußte. Es ist schon gesagt, daß er die Studie :kosten seines Universitätslebens selbst bestritt, freilich nur durch viel Arbeit und Entbehrungen, welche seinen Körper nicht zur Entwicklung kommen ließen, ihn im Gegentheil in dem letzten Jahre in einer 3 monatlichen Nervenkrankheit darnieder warfen. Da diese Anstrengungen in Cöln am Gymnasium nicht aufhörten, war er am Ende von 2 Jahren seiner gymnastischen Thätigkeit soweit, daß ein Austritt aus dem Lehrfach eine Pflicht zur Erhaltung des Lebens wurde. — Welch jäher Wechsel trat aber für ihn ein, als er nun in ein vornehmes Haus als Freund, Lehrer und Reisebegleiter des Sohnes Aufnahme fand, und daselbst mit all der Achtung und Zuvoorkommenheit behandelt wurde, die einem gebildeten Manne zukommt, aber leider nicht immer von Seiten der Geldaristokratie zu Theil wird. — Er ging sogleich auf Reisen mit seinem Schüler, oder Pflegebefohlenen, und empfing die Eindrücke, die alle Menschen haben, wenn sie zum ersten Male von der heimatlichen Erde aus ihrer Familie scheiden, und sich weite Länderstrecken dazwischen legen. Es ist zunächst das Heimweh, das Alleinsehen in der Fremde, dann das Ueberwältigende von fremden Städten, Menschen, Sitten, der historische Zauber, der manchen der Städte des Südens, wie z. B. Frankfurt, Heidelberg, Ulm &c. anhaftet, und der eine romantische Natur, wie Berger war, mit aller Macht umstrickte. In alle diese Eindrücke mischte sich ein Schmerzgefühl über einen Freund, den er in Cöln hatte, der seine Freundschaft anfangs mit derselben Zärtlichkeit erwiderte, so lange er ständig in Cöln blieb, aber schon im letzten halben Jahre vor Ber-

ger's Abreise sich aus unerklärten Gründen von ihm zurückgezogen, vielleicht in Folge davon, daß er auf Geschäftsreisen geschickt wurde, und in der Neuheit und Unerfahrenheit der Jugend den Verführungen anheimfiel, die in dem ungebundenen freien Leben junger Handelsreisenden die Regel sind. Dieser junge Freund hatte in der Zeit ihres Zusammenseins in Cöln, wo er noch Lehrling in einem großen Handelshause war, sich so eng an Berger angeschlossen, daß die Freunde regelmäßig die Abende zusammen verbrachten, und Berger ihm zu seiner weitem wissenschaftlichen Ausbildung hilfreiche Hand leistete. Die Sonntage waren dann gemeinschaftlichen Ausflügen gewidmet. Welches Glück und welcher Zauber tritt uns in den Tagebüchern hier entgegen, wo zwei Menschen sich einander ganz angehören und kein Unterschied des Ranges, des Alters, des Vermögens, der Confession störend dazwischen tritt. Dennoch waren Störungen unvermeidlich bei der hohen und idealen Fassung der Freundschaft, die Berger dem Verhältniß zu Grunde legen wollte, und bei den Ausstellungen und Zurechtweisungen, die er dem jungen Freunde angedeihen ließ. Dies mag auch wohl der Grund gewesen sein, daß eine Ueberreizung auf Seiten des jüngern Freundes ihn, als er unter andere Genossen kam, die unbegrenzte Hingabe Berger's so leicht vergessen ließ. Drei Tagebücher geben Zeugniß von dieser Freundschaftsgeschichte, aber wir müssen sie übergehen, weil wir unsere Leser nicht mit Dingen behelligen wollen, die nur nebensächlich sind, und nur Zeugniß geben, wie genau Berger sich über alles, auch das kleinste in seinem Seelenleben, Rechenschaft zu geben gewohnt war, ohne sich dabei in irgendwie zu schonen.

Einundzwanzig Jahre später schrieb er am Schlusse des Tagebuchs:

„Einundzwanzig Jahre! welche Entwicklungsgeschichte meines selbst liegt in diesem Zeitraum! Die Tagebücher zeigen mir, wie dunkel und unbekannt mir damals noch mein eigenes Wesen war. — In meinem Gefühlsleben habe ich mich wenig geändert; es war damals tief und innig, und ist es heute noch, aber, vieles was damals dunkel und unbewußt in mir lag, ist heute — nach so vielen Erfahrungen, nach einer gereiften Erkenntniß der Natur und des Menschen klar und bewußt in mir geworden. Das Gefühlsleben der damaligen Zeit war dem Verstandes- und Geistesleben gegenüber doch etwas zu mächtig, und äußerte sich in mancherlei Empfindlichkeiten und Schwächen, die ich heute abgelegt habe, und es ist jetzt zwischen denselben ein harmonischeres Verhältniß hergestellt. Ich finde auch manche Urtheile ausgesprochen, die ich heute nicht mehr billige, aber die Grundzüge einer ächten Freundschaft, die ich damals niedergeschrieben, sind heute noch mustergültig. Warum hat die in den Blättern besprochene Freundschaft sich nicht zu einer dauerhaften Klarheit herausgearbeitet? — Es liegen dafür zwei Gründe vor: Erstens war mein eigenes Wesen zu leidenschaftlich und aufgeregter, und brachte manche Verstimmungen hervor; zweitens war das Wesen des Freundes einem verständigen, bei Trübungen die Klarheit wiederherstellenden rückhaltlosen Aussprechen abgeneigt, und unausgesprochene Dinge in der Freundschaft haften wie Stacheln in der Seele, welche bei jeder neuen Berührung von neuem schmerzen.“ —

Die Stellung als Reisebegleiter war für Berger in mancher Hinsicht vortheilhaft, in mancher auch unangenehm und drückend. Er lernte die Welt und die große Gesellschaft kennen, bereicherte seine Menschenkenntnisse und erhielt Gelegenheit, seine Stu-

dien in neuern Sprachen auch praktisch in der Conversation zu vervollständigen. Der monatelange Aufenthalt in Badeorten, z. B. Reichenhall, brachte ihm seine Gesundheit wieder, und zum ersten male, obgleich schon 26 Jahre alt, entfaltete sich sein Körper zu dessen voller Entwicklung. — Ueber die Reise von München nach Reichenhall, die damals noch in den jetzt fast außer Gebrauch gekommenen Stellwagen geschah, finden wir einen interessanten Bericht, den wir uns wiederzugeben erlauben:

„Nach meiner Meinung gibt es kaum eine interessantere Art in Bayern zu reisen, als im Stellwagen, oder 12—16 sitzigen Omnibus. — Da trifft man mit allerhand Leuten zusammen, und, wenn die Reise manchmal 2 Tage lang dauert, wie hier, bildet sich in dem Stellwagen eine Art Familienverhältniß. Der Stellwagen ist das Wohnhaus, worin man allerhand vorübergehenden Besuch empfängt, indem in den Dörfern, selbst oft mitten auf der Chaussee, Leute aus- und einsteigen, bald eine behäbige Bauernfrau, bald ein schmucker Bursch in den Hemdärmeln, die Jacke malerisch über die Schultern geworfen, bald eine hübsche Dirne, bald ein Liebespärchen, welches irgendwohin zur Kirmes geht. — Man unterhält sich, und lernt Land und Leute kennen. Wir wählten uns gewöhnlich die Plätze bei der Thüre, und sobald der Wagen einen Hügel hinan langsamer fuhr, stiegen wir aus, liefen durch den frischen Wald, pfeifend und singend. So ging es zwei Tage lang über Berg und Thal, durch Wiesen und Wälder, über Bäche und Flüsschen, durch kleine Städte und Dörfer. Die Nacht blieben wir in Wasserburg, eine Stadt, die ihren Namen mit Recht hat, denn sie ist wie eine Burg in einer Windung des Inn gelegen, und ganz wie die Vater-

stadt meiner Eltern in der Eifel, das reizende Kyllburg. Es war gerade Sonntag, und Leben und Musik überall. — Den zweiten Tag rückte das Hochgebirge immer näher. Am Wege draußen hatten wir ein rührendes Bild. Ein hübscher kräftig blühender Jüngling beehrte Aufnahme für sich und seinen 85jährigen Vater, den er auf dem Rücken trug; und dann wie ein Kind in den Wagen setzte. Der Alte schien an uns beiden jungen Leuten, an Richard und mir, Freude zu haben, und wir wurden gute Bekannte. Rührend war es anzusehen, wie der brave Sohn an dem Chiemsee, wo wir alle den Wagen verließen, um aufs Dampfboot zu gehen, seinen Vater auf dem Rücken, über das lange, unter seinen Schritten sich biegende Gangbrett dahinschritt, ein Bild der jugendlichen Kraft im Liebesdienste der Alterschwäche! — Am jenseitigen Ufer des Sees erwarteten zwei Stellwagen die Reisenden, und wir nahmen Abschied von dem Alten, der uns beim Wegfahren noch lange aus dem Wagen nachwinkte — auf Nimmerwiedersehen, denn wie bald wird die Mutter Erde ihr lebensmüdes Kind zur letzten Ruhe aufnehmen. — Nachdem wir die prachtvolle hoch auf Felsen über dem schäumenden Weißbach angelegte Bergstraße passirt, den reizenden kleinen Thumsee zur Linken gelassen, kamen wir Abends unter einem fürchterlichen Gewitter, dessen krachenden Donner wir schon mit Staunen in den Bergwänden widerhallen gehört, im Posthofe in Reichenhall an.“ —

Manchmal sah sich Berger auch durch Richard in die Gesellschaft von ihm sehr unangenehmen, materialistischen Sinnen- und Genußmenschen gebannt. Er benutzte aber oft die Gelegenheit sich zu absentiren, um nicht zu dem ihm verhaßten Kartenspiel gezwungen zu sein. So auch an einem prachtvollen Spät-

nachmittag begab er sich gemäß dem Tagebuch auf die am Müllenhorn hochliegende Delbergkapelle.

„Es ist ein so köstlicher Platz, daß er zu meiner Lieblingsstelle geworden war. Die Kapelle steht mitten im Grün auf einem Vorsprung, weithin die Aussicht gewährend, die so herrlich und großartig ist, daß man sich ganz vergißt. Wenn man so stille dasitzt, über das sich zu den Füßen ausbreitende Salachthal hinschaut, dann das Auge zu der links in dem Thalwinkel hoch oben vor der Ruine Karlstein liegenden Panfranzkirche schweifen, dann wieder hinauf zum Kreuz des hohen Staufens gleiten läßt, über den heute die Wolken ausnahmsweise hoch hinsegelten, während sie ihn oft wie eine Nachtmühe umgaben, — dann fühlt man den Frieden in die Brust einkehren, den uns häßliche und lasterhafte Menschen im Thale verschleucht hatten. Ich pflückte einige Alpenblumen, setzte mich still auf die Bank am vordern Rande nieder, mich meinen Gedanken und Empfindungen überlassend. Mittlerweile verschwand die Sonne hinter dem Staufen, der Abend sank nieder, das Glöcklein von Panfranz weckte mich aus meinen Träumen, und mahnte mich zum Heimgang.“ —

Außer den vielen herrlichen Ausflügen nach Salzburg, Berchtesgaden, Badingeralm u. s. w., finde ich auch einen verzeichnet, der für Berger sehr schmerzlich und aufregend war.

„Wir waren gegen Abend die, gewöhnlich sehr einsame, Gebirgsstraße, die die Salach hinauf über die Ramsau nach Berchtesgaden geht, — fast eine Stunde weit hinauf spazirt, als uns ein plötzlich zusammengezogenes Gewitter zur Umkehr zwang. Es wurde sogleich Nacht, und der Regen goß in Strömen herab. — Da plötzlich stürzt Richard vornüber auf die Straße hin, den Regenschirm weit von sich schleudernd. — Er hatte sein Nervenübel bekommen. —

Da saß ich nun mit dem besinnungslosen in Convulsionen sich ausstobenden Jüngling! einsam auf einer dunkeln Straße, im strömenden Regen, hilflos allein. — Nach einer Viertelstunde schleppte ich ihn zu einem unweit liegenden Heuschöber, und blieb dort in der Dunkelheit, seinen Kopf auf meinem Schooße ruhend, bis er wieder zu sich kam und im Stande war, auf mich gestützt den Heimweg anzutreten! — In meinem Verhältniß zu Richard wurde mir eine Erscheinung im menschlichen Wesen begreiflich, die ich oft nicht recht verstehen konnte, nämlich, daß die Gefühle des Mitleids, der Sorge für einen Andern, das Bewußtsein von dessen Hilfsbedürftigkeit — in der menschlichen Seele die uneigennützigste Liebe zu erzeugen im Stande sind. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der Tod von Menschen, die in ihrer Hilfsbedürftigkeit und Krankheit Jahre lang unserer Pflege und Aufmerksamkeit bedürftig waren, trotzdem, daß sie uns, den Pflegern, oft die unangenehmsten und unausstehlichsten Eigenschaften — wie Lieblosigkeit, Ungeduld, selbstjüchtige Quälerei — und allerlei andere Unarten herausgekehrt haben — dennoch unserm Herzen oft tiefe Wunden schlägt. — Ich habe in meiner ersten Jugend einen solchen Fall erlebt, nämlich bei den oben erwähnten alten Leuten, in deren Hause ich wie ein eigenes Kind gehalten wurde. In einem der obern Zimmer lebte eine Verwandte, welche nicht zurechnungsfähig und paralytisch war. Sie mußte in und aus dem Bette gehoben werden, worin sie seit Jahren ihr Leben zubrachte, und die alte Frau hatte unfähiges auszustehen von der Boshaftigkeit, dem Eigensinn, der rücksichtslosen Selbstsucht derselben. Auf mich schien sie eifersüchtig zu sein, weil ich im Hause viel Liebe erfuhr, und ich durfte mich ihrem Bette nicht nahen, —

hielt mich aber auch in respektvoller Entfernung, wenn man mich einmal mit in das Zimmer nahm! — Noch heute erinnere ich mich des furchtbaren Schmerzes und Herzeleids, das den beiden Alten widerfuhr, als der Tod sie endlich von diesem langjährigen Quälgeist befreite. — So etwas Aehnliches erfuhr ich in meinem Verhältnisse zu Richard. — Der Character des Jünglings war, wenigstens mir gegenüber, nicht lebenswürdig und anziehend. — Er schien in mir einen lästigen Beobachter seines Thuns zu erblicken, und behandelte mich mit Mißtrauen, und wie einen bezahlten Untergebenen. Auf Reisen that er mir selten etwas zu Gefallen. Wie oft wäre ich gerne in diese oder jene Gemäldegallerie, an irgend einen Aussichtspunkt gegangen; — aber in seiner vornehmen Blasirtheit hieß es immer: „ach, da ist ja nichts zu sehen.“ Sein Geist war in Folge seines Leidens etwas abgestumpft, und an irgendwelche geistige oder wissenschaftliche Beschäftigung war nicht zu denken. Er quälte mich vielfach mit Launen und gehässigen Bemerkungen, und zeigte überhaupt nicht das mindeste Gefühl für mich. — Sonderbar! — trotzdem war mir das Bewußtsein seiner Hilfsbedürftigkeit (er konnte jeden Augenblick und an jedem Orte seines Anfalls gewärtig sein) — die Angst um sein Wohlsein nach und nach zu einer Staffel eines wirklichen Anhänglichkeitsgefühles geworden. — Wenn er, wie oben beschrieben, einen Anfall bekam, war ich ängstlich bemüht, nur seinen Kopf auf meinen Schooß zu legen, damit er sich nicht verletzen sollte, und mußte mich manchmal draußen im Freien platt auf den Boden setzen, um dies zu ermöglichen. — Wenn ich dann dieses arme, hilf- und besinnungslose Geschöpf so vor mir liegen hatte und betrachtete, dann zog ein tiefes Weh durch meine Brust, und ich hätte das größte per-

jönliche Opfer bringen mögen, um ihn wieder gesund zu machen! — Armer Richard, dir ist wohl, denn du bist längst von den irdischen Leiden abberufen, während ich noch einer dunkeln, ungewissen Zukunft entgegengehe.“ — — — —

Aus dem Verlauf des Tagebuches entnehme ich, daß Richard in einem an demselben Tage zum drittenmale wiederkehrenden Anfälle geblieben war. —

Die sehr interessanten Blätter des Tagebuchs oder der Selbstbiographie müssen wir übergehen, um zum Schlusse des Kapitels zu eilen.

Berger gab die Informatorstellung, trotzdem sie ihm eigentlich ein sehr üppiges und bequemes Leben gewährte, nach zwei Jahren auf, weil seine Stellung zu Richard in Folge von dessen Apathie gegen alles Geistige — sich doch nur zu der Stellung eines barmherzigen Bruders herausgebildet hatte, und weil er der Meinung war, daß ein üppisches in Nichtsthun verbrachtes Leben für ihn keins sei. — Nichtsthun war

sein Leben allerdings nicht, denn nach Verlauf der beiden Jahre verwerthete er seine theoretischen und praktischen Studien in neueren Sprachen, in einem Examen pro facultate. Es folgen nun drei Jahre praktischer Lehrthätigkeit an einer großen Handelslehranstalt Oesterreichs, ein weiteres Jahr an einer preußischen Realschule I. Ord. und 10 Jahre fleißiger Arbeit als Leiter einer städtischen höhern Lehranstalt. — Wie Berger in dieser letztern Periode einen Kampf mit den confessionellen Vorurtheilen zu bestehen, wie er mancherlei Beweise seiner Menschenliebe gab, wie er auch eine geistige Erziehung an einem Freunde mehrere Jahre lang vergeblich versuchte, wie er, um sich ein weiteres Feld und eine vollere Thätigkeit für die wirkliche Erziehung von Jünglingen zu schaffen, besonders, da er kinderlos blieb — ein Institut gründete, sich dort eine glückliche Familie schuf, — das wollen wir in einem andern Kapitel berichten.



Abschiedsbrief von einem nicht verstandenen Freunde.

Lieber Freund!

Bevor ich weggehe, drängt es mich, Dir schriftlich, weil es ja doch einmal so wie so mit dem mündlichen Verkehr zwischen uns, wenigstens, so wie ich mir einen solchen denke, nicht mehr gehen will — noch einige Worte zu sagen. Vertrauen, Vertraulichkeit, Offenherzigkeit sind nicht bloß die unentbehrlichen Stützen, sondern auch zugleich die lebendigen Zeugen der Freundschaft, allein diese Zeugen sind zwischen uns thatsächlich verstummt. Ich habe diesen Grundsatz von Anfang an, seit ich Dich kenne, schon immer eingehalten, weil mein Herz, ohne den Verstand zu fragen, mir es von selbst so vorschrieb, und ich demselben keinen Zwang anlegte. Du hast mir immer gesagt, wie gut es sei, seinem Herzen einen Zwang anzulegen; Du hast mir dies nicht nur gesagt, sondern auch im Laufe der Zeit praktisch bewiesen und handgreiflich gemacht. Der oben ausgesprochene Grundsatz über unbedingte Offenherzigkeit hat uns beiden, weil er nur von mir allein beobachtet wurde, wenig Nutzen gebracht, ich habe damit nur Verdruß gemacht, zu unangenehmen Erörterungen, aber doch nicht zu einer Verständigung Veranlassung gegeben; und solche Erörterungen ohne den Schlußstein des harmonischen Verständnisses unterbleiben besser, denn sie hinterlassen nachhaltige schädliche Eindrücke. Ich hatte Dir immer viel zu sagen, das Herz war mir

immer so voll, aber das sich immer mir aufdrängende instinctive Gefühl Deiner Unbehaglichkeit hat mich immer kalt übergossen. Ich habe in einer solchen gequälten Lage oft ellenlange Briefe an Dich geschrieben. Seit Wochen jedoch hat aller intimere Verkehr zwischen uns aufgehört, es haben sich wochenlange Entfremdungen zwischen uns eingenistet, die Versuche zu einer mündlichen Erörterung der Ursachen derselben sind ohne Erfolg gewesen, sie waren immer und ewig peinlich, es fehlte an dem richtigen Tone — ich habe endlich alle Courage verloren, ich habe stille geschwiegen, und es ist politische Ruhe zwischen uns geworden. Entweder hast Du über uns selbst und über unsere Freundschaft nichts zu sagen gehabt, der oberflächliche Verkehr der Alltagsgespräche befriedigt Dich und Deine Ansprüche vollkommen, oder es hat Dir gegangen wie mir, Du hättest wohl etwas zu sagen gehabt, aber konntest nicht.

So hat sich's gestaltet zwischen zwei Menschen, die zu einer innigen und beglückenden Freundschaft gemacht zu sein schienen, die aber nicht einmal so weit gekommen sind, sich über den bloßen Begriff der Freundschaft zu verständigen. Wir verdienen thatsächlich nicht, das Glück einer wahren Freundschaft zu genießen, denn wir haben fortwährend an dem heiligsten Gesetze derselben gefrevelt, an der Vertraulichkeit, an dem mündlichen Verkehr, an dem gegenseitigen Theilnehmen-

lassen am Seelenleben! Ich habe nach wie vor tief und innig für Dich gefühlt und gedacht, und da ich endlich eingesehen habe, daß ich es Dir nicht mehr zeigen durfte, habe ich eine Art idealen Freundschaftsleben mit Dir im Stillen geführt. Du warst und bist noch immer mein erster und letzter Gedanke, das fühle ich und weiß ich. Die Bewegungen meines Gefühls und Seelenlebens sind tief und nachhaltig, ich habe noch nie Treue gebrochen da, wo man sie mir nicht gebrochen hatte. Wenn es also auch schon seit einiger Zeit vielleicht den Anschein hatte, als ob in mir eine Erkaltung oder Veränderung der Gefühle und Gesinnung vor sich gegangen wäre, so kann ich Dir das beweisen durch beifolgendes Tagebuch über das auf dem Grunde meiner Seele ruhende innere Leben der Freundschaft. Was ich alles gefühlt, gedacht, habe ich in diesem aufgezeichnet. Ich war im Zweifel, ob ich es Dir überhaupt geben sollte, aber ich will auch jetzt noch nicht sündigen an der Freundschaft. Ich sagte oben, wir verdienen das Glück der Freundschaft nicht, weil wir dessen nicht würdig sind. Ich will es wenigstens verdienen, und darum will ich aufrichtig, ganz aufrichtig sein. Was gäbe ich darum — oh, ich gäbe alles — das Beste was ich bin und habe — wenn ich etwas ähnliches von Deiner Seite besitzen könnte. Ich habe mancherlei Herbes gesagt, ich würde glücklich sein, von Dir noch viel Herberes zu hören. Aber ich bin mit Dir in derselben Lage, wie Jemand, der von Durst nach Liebe und Freundschaft mit einem gleichartigen Wesen gequält wird, und sich mit einer äußerlich die Befriedigung dieses Durstes versprechenden, gut gemeißelten, das Schöne darstellenden — Marmorstatue allein in der Welt befindet, und sich nur abquält ihr Leben, Empfindung, Seele einzuhauchen. Welch schönes Bild bietet

die Legende von der Erschaffung Adams aus Lehm, welcher Gott nur Odem einzublasen brauchte, um ein Wesen zu schaffen, das ihn verstehen lernen könnte. Die Erschaffung des Menschen, Gott gegenüber ist mir nie klarer geworden, wie jetzt. Das beifolgende Tagebuch ist angefangen worden nach der mehrwöchentlichen Entfremdung zwischen uns. Ich habe damals unsäglich gelitten; wenn ich auch alles für Dich ertragen konnte, so wollte ich doch, weil ich sah, daß es nur ein nutzloses sich Abmühen mit Dir wäre, so etwas nicht wieder durchmachen. Ich wollte die Ursachen der zeitweiligen Verstimmungen kennen lernen, und die Krankheit, die offenbar an unserer Freundschaft nagt. Eine wahre Freundschaft muß beglücken, das steht fest, und ich wollte wissen, warum die unsrige es auf die Dauer nicht that. Ich habe das mit Hülfe des Tagebuchs, soweit es in dieser einseitigen, von Deiner Seite ja nicht corrigirten Weise möglich war, gefunden, daß es in der Verschiedenheit unserer Gefühle, in der Verschiedenheit der Ansichten über Freundschaft, und namentlich aber in Deiner Art, Dich anders zu geben, als Du bist, entweder Dich zu geben wie Du nicht bist, oder Dich nicht zu geben wie Du bist, liegen muß. Ich habe auch einsehen gelernt, daß es von meiner Seite schon wegen meines Alters eine Annäherung war, bei Dir auf Liebe und Freundschaft zu rechnen, wo nach der ganzen Anlage Deiner Gefühle und Anschauungen nur Achtung, vielleicht auch sogar Verehrung — der Grundzug war, und seither immer geblieben ist. Ich hatte von Anfang an für Dich Gesinnungen, als ob ich nur für Dich auf der Welt wäre, als ob Du aus allen Millionen heraus das Wesen wärest, zu dem ich gehören müßte, und das auch zu mir gehören müßte. Ich habe mich

heute noch nicht geändert; Du siehst es an dem Tagebuch, wie ich alle meine freie Zeit bei Dir war, als ob selbst meine freie Zeit Dir gehörte. Alles was ich bin und habe, ist von Anfang an in meiner Vorstellung Dein gewesen, aber Du hast das nie begriffen, denn ich habe nie gesehen, daß Du davon wie von einem Eigenthum hättest Gebrauch machen wollen. Ich habe Dich von Anfang an als meines Gleichen angesehen, denn nur so konnte ich mir eine Freundschaft denken, aber ich habe dasselbe nie von Dir wahrgenommen, das paßte sich ja nach Deiner Idee nicht. Tagtäglich zeigt Dein Benehmen immer dieselbe Rücksicht, dieselbe Achtung, und diese Wahrnehmung macht mich tagtäglich traurig und wehmüthig. Es geht freilich jetzt alles bei uns in der größten Harmonie ab, wir disputiren nicht mehr, wir beklagen uns über nichts mehr, wir wagen kaum uns mit Wünschen an einander heran, wir sind voller Rücksichten für einander. Der Verkehr ist ein äußerst oberflächlicher und, eben darum entbehrt er auch nicht der Beigabe von Langeweile. Die Freundschaft ist auf dem Punkte angekommen, wo Du sie vielleicht gerne hattest, mir aber, ich muß gestehen, kommt sie sehr alltäglich vor und scheint allen poetischen Hauch verloren zu haben. Sie ist gefühlsarm geworden und hat an beglückender Kraft eingebüßt; denn Glück ist nur einzig allein auf dem Wege des Gefühls zu erreichen. Nur mit dem Gefühle kann der Mensch glücklich, seelig werden, mit allem Verstande kann man nur ruhig und zufrieden werden. Es ist aber Sache des Verstandes, das Gefühl zu leiten, zu verfeinern, zu einem klaren Bewußtsein zu bringen. Mit dem Gefühle bin ich, Gott sei Dank noch ein Kind, und nicht abgestumpft, wie viele Menschen es jetzt sind, aber mein Gefühl ist

auch wieder sehr verfeinert. Mit dem Verstande bin ich ein Mann, und zwar ein ernster und zu ernstesten Dingen geneigter. Jeder harmonisch entwickelte Mensch soll diese zwei Seiten haben, oder er ist einseitig. Der Welt gegenüber bin ich der ernste verständige Mann, der sein Gefühl vorkommenden Falles nicht verleugnet. Aber dem einzigen aus Millionen herausgenommenen Freunde will ich ein Kind sein, das seinen Verstand schon gebrauchen kann. Ich will fühlen, glücklich, seelig sein — und zwar, das mit vollem Verstande, mit vollem Bewußtsein. Glück mit Bewußtsein ist doppeltes Glück. Um aber solch ein Glück zu genießen, muß man, wenn man noch Gefühl hat, es auch zeigen können und wollen. — Deine Art, und selbst Deine Meinung darüber ist ganz anders. Man muß sein Gefühl nicht zeigen, auch dem Freunde nicht, das wäre ja Sentimentalität, Schwärmerei, und ein Mann muß immer Mann sein, man muß das alles den Weibern überlassen &c. So bist, denkst und handelst Du, — ich habe das anders nicht an Dir gesehen. Poetisch sein, sentimental sein, fühlen, schwärmen &c. thust Du nur für Dich ganz allein, ob schon für einen bestimmten oder noch für einen unbestimmten Gegenstand, aber mit andern, auch mit einem Freunde darfst Du das nicht, da mußt Du Dir möglichst bald, wenn man Dich einmal in eine solche Lage gebracht hat, darüber weghelfen, gleichviel ob durch einen Witz, oder durch eine Bemerkung, damit man ja nicht merken soll, daß Du auch etwas fühlst. — Es ist eine böse Seite an Dir, und weil ich sie aus Erfahrung an Dir kenne, darum kann ich mich Dir kaum mehr in meiner Art geben, ich bin nicht einmal im Stande, Dir ein Lied vorzusingen, Dir etwas vorzuspielen, ich habe immer das Gefühl, als ob

ich Dir eine Berlegenheit bereite, und dann scheue ich es, von Dir in solchen Momenten einen schlechten Witz zu vernehmen, der mir die gemachte Beobachtung bestätigt. — Dies alles hat mich traurig, ernst gemacht, — ernster als es sonst meine Art ist. Es lag von Anfang an in Deiner Macht, mich durch eine Kleinigkeit aus dem stillen ernstesten Manne in ein heiteres Kind zu verwandeln, aber diesen Talisman hast Du nie gefannt, wegen der eben angedeuteten Charakter- und Gefühlseigenthümlichkeit und eben deswegen auch kaum versucht zu gebrauchen. Ein einziges liebevolles Wort, ein kleines Zeichen Deiner Anhänglichkeit, das Einhängen in meinen Arm, das Auflegen Deines Armes um meine Schulter, ein gesprochenes „Lieber Carl“ — kurz ein wenig Zutraulichkeit, das waren die Mittel, mit denen Du bei mir alles ausrichten konntest, — aber der leidige Respect — die Achtung — das Sichpassen. — Wie würde sich das passen, mich in Gegenwart anderer Leute — die mich alle mit „Herr Director anreden“ mit einem traulichen „Du“ anzureden? das geht ja platterdings nicht. —

Was hätte aus unserer Freundschaft für Dich, für Deine Bildung, für Deine Weiterentwicklung nicht alles werden können, wenn sie sich zu einer leichten, gegenseitigen Vertraulichkeit in Gedanken, Worten und Benehmen herausgearbeitet hätte, wenn Du namentlich eine gewisse (allen damit behafteten Menschen äußerst unheilvolle) falsche Scham ablegen könntest, daß, wenn das Gespräch zufällig auf einen Gegenstand stößt, (den allerdings ein gebildeter Mensch kennen sollte) den Du aber nun zufälliger Weise wegen der verfehlten Schulbildung nicht weißt — Du nun zu mir sagtest, ich weiß das nicht genau, das ist

mir nicht klar &c., laß uns darüber einmal genauer reden, oder, wenn Du es auch nicht weißt, etwas nachlesen! — Das wäre die richtige Art, wie man sich weiterbringen und auch zugleich sich besser und nützlicher unterhalten könnte. Statt dessen aber thut man zuweilen wie König Georg von Hannover mit seinem Sehen! Ich könnte Dir darüber Thatsachen bringen. Doch letztere gehören nicht hierher. Welches Glück und welche befruchtendes Leben hätte sich über unsere Freundschaft ergießen können, wenn unsere Auffassung über die Freundschaft besser übereingestimmt hätte! — —

Was ich hier und im Tagebuch alles gesagt, mag manches irrige, falsch geurtheilte enthalten, aber ich kann nicht anders urtheilen, als wie Du Dich mir gezeigt hast. Wenn Du mich im Irrthum befangen findest, so mußt Du zugleich zugeben, daß Du mir Dein Seelen- und Denkleben verschlossen gehalten hast, und daß Du also nicht von Freundschaft geleitet worden bist. Wenn Du aus meinen jetzigen Mittheilungen noch nicht begreifst, was Freundschaft ist, was Vertrauen ist, und wie man solches zeigen kann, dann bist Du eben eine Marmorstatue, wenigstens für mich, vielleicht gelingt es einem andern Dir Leben, Seele einzuhauchen. Jedenfalls darf ich von Dir eine aufrichtige Antwort erwarten, und dazu gehörten sich mehr Aeußerungen, als Du mir bisher gemacht hast. Wenn Du aber, wie gewöhnlich, nicht aus Dir selber herauskannst, wenn Du Dich in Schweigen einhüllst, was ich gesagt, ruhig hinnimmst, dann freilich besitze ich keinen Odem mehr für Dich und die Sache geht die Bahn (offenbar eine abwärtsführende) weiter, auf der sie schon ist. —

Dies wünscht gewiß nicht

Dein Carl.

Feuilleton.

Gemüthliche Blanderei.

Von Joseph Steinbach.

Unter allen schönen Geschenken, die des Schöpfers Weisheit und Güte den Menschenkindern verliehen, steht die Arbeit als eines der schönsten obenan, da ihre Wirkung auf den menschlichen Körper und das Gemüth eine höchst segensreiche ist.

Die Nothwendigkeit der Arbeit entspringt zwar allerdings aus der Nothwendigkeit der körperlichen Ernährung und Erhaltung, und mancher unserer Leser, dem das Geschick anstatt den Spazierstock, den Spaten oder den Hammer in die Hand gegeben, wird sagen: „Ja! die Herren haben das alles gut schreiben und sagen, aber einmal von Morgens früh bis Abends spät mitthun, und gar um einen geringen Taglohn, dann wollen wir einmal sehen, wie dieses schmeckt und ob sie dann in der harten Tagesarbeit auch noch ein so schönes himmlisches Geschenk erblicken.

Du, mein lieber Sohn der Tagesarbeit, über diesen Punkt wollen wir uns zusammen etwas unterhalten, Dir aber auch gleich schon sagen, das wir dieses alles schon mitgemacht haben, und daß wir uns dabei sogar recht wohl gefühlt und richtig gezählt, besser wie Mancher bei einer Jahresrente von zwanzigtausend Thalern netto, auch Letzterem gegenüber noch sogar einige tausend Thaler extra rein verdient haben. Du wirst darüber erstaunen, aber wir wollen Dir einmal sagen, wie wir rechnen.

Reiche Leute, die nicht arbeiten, und in Folge ihres angeerbten Reichthums nie arbeiten gelernt haben, sind nie so recht gesund, bald haperts im Magen, bald im Kopf, bald in den Beinen, bald überall, meistens auch nur in der Einbildung, wozu ein arbeitender Mann nun einmal gar keine Zeit hat, da wird nun fast täglich der Arzt gerufen. Da der Patient sehr reich ist, kommt der Arzt aus Anstand per Wagen, consultirt an dem Patienten, der am Ende nur leicht verschmupft ist, länger herum, als wenn er uns von einer Halsentzündung curiren soll. Er schreibt dann endlich nach zahllosen Verordnungen und Ermahnungen ein Rezept.

Da nun der Arzt von seinen Rezepten leben muß, so schreibt er zu Hause in sein Contobuch: Heute Besuch bei Herrn K., Wagen, Consultation und Rezept. Dreißig Mark.

Weil wir aber durch unsern Factor „Arbeit“ keinen andern Arzt gebrauchen, und uns unsern Schnupfen durch ein kräftiges Schwitzen selbst curiren, so haben wir heute schon dreißig Mark gespart. Nun kommt aber die Hauptsache noch.

Die reichen Leute, welche nicht arbeiten und deshalb immer krank sind, oder sich wenigstens krank dünken, gehen jedes Jahr ins Bad; ganz besonders auf den Rath ihres Arztes, der trotz des guten Verdienstes doch auch einmal eine

Zeitlang von all den Quälereien erlöst sein möchte.

Hast du nun schon einmal solch einen dicken Bademann ankommen sehen? Nicht? Wir aber, doch nun sagen wir Dir, das ist ein wahres Gaudium für Schaffner, Portiers, Kellner, Hausknechte und Hotelwirth. Alle diese Berge von Koffern, Kisten und Kasten, hui, wie dann alles sich regt und wegt,

Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell wird die Nacht gelichtet.

Natürlich alles das nur für das Geld. Erst kommt dann der Hotelwirth, der das Rechnen nach Adam Riese riesig gelernt hat, dann der Kurarzt, dem sein College aus N., den franken reichen Bademann mit einem dicken — Gedankenstrich längst warm empfohlen hat, und hinter dem Badearzt steht noch ein ganzer Schweif von Badewärtern, Brunnenfräuleins, Waschfrauen &c. &c. bis in die Unendlichkeit hinein.

Was meinst Du nun, lieber Leser, wie viel unsern Bademann, der eben dahin gehen muß, weil er nicht arbeitet und auch nicht arbeiten kann, ein solcher Badesommer kostet? — Mindestens zwei- bis dreitausend Thaler. So, dieses Geld wollen wir einmal einstreichen, da wir nicht ins Bad gehen, denn gesparte Ausgaben sind gemachte Einnahmen, und unsere frische Gesundheit haben wir noch in den Kauf dazu, deren hohen Werth wir eigentlich gar nicht taxiren können. Ich bin überzeugt, der reiche Bademann beneidet uns mehr um unsere Gesundheit, als wir ihn um sein Geld.

Da wirst Du vielleicht sagen, ja, die dreitausend Thaler machen dem nicht so viele Kopfschmerzen, als wenn ich drei Mark ausgeben soll, der hat's ja.

O Freund, von wegen den Kopfschmerzen dürftest Du Dich sehr im

Irrthum befinden, der reiche Bademann hat seine Kapitalien, von deren Erträgen er leben muß, in guten Aktien angelegt, wenigstens zum größten Theil. Die Industrie geht flott, Herr X. bekommt schöne Zinsen und hohe Dividende hinzu. Eines schönen Sommertages kündigt sich am politischen Horizonte ein kleines Kriegsgewitter an, oder der Industriezweig, wo das Geld des Herrn X. mitarbeitet, bekommt scharfe Concurrrenz, oder eine neue Erfindung entwerthet die Fabrikate der Gesellschaft ganz, dann gehen die Aktien von dem Dache der schönen Aussicht langsam in den ersten Stock hinab, das gibt Kopfschmerzen.

Der angekündigte Krieg bricht aus, das Aktiengeschäft steht mit einem Bankgeschäfte eng in Verbindung, letzteres wird durch den Krieg hart bedrängt und fallirt endlich, dann steigen die Aktien schon in das Parterre hinab, das gibt noch mehr Kopfschmerzen; die Aktien werden nun auf der Börse schon sehr schief angesehen, theilweise nicht mehr gehandelt, welches auf dem Börsenthermometer einfach mit zwei Nullen verzeichnet wird. Das Geschäft gebraucht aber Geld zum Betriebe, und da das frühere Bankhaus kein Geld mehr hat, so geht man zu andern Banquiers, doch diese zucken die Achsel und theilen den Geldbedürftigen mit dem größten Bedauern mit, daß augenblicklich kein Baarvorrath zur Verfügung stände. Dann müssen die Aktionaire aushelfen, und dieses macht noch mehr Kopfschmerzen; oder der Krach geht sogar los und dann gibts Kopfgicht, und unser reicher Bademann kann dann noch von Glück sagen, wenn er nur für die eingezahlten Aktien haftbar ist, und nicht mit seinem ganzen Vermögen; wodurch er wohl zuletzt ärmer werden könnte, wie wir beide zusammen. Es hat sich dieses ja bei den letzten Bankexplosionen in England und auch

hier bei uns so recht klar in letzter Zeit gezeigt.

Möchtest Du nun ein ganzes Jahr lang so heftige Kopfschmerzen haben? Ich gewiß nicht und Du auch nicht, um tausend Thaler willen.

Siehst Du, diese tausend Thaler haben wir schon wieder verdient, da wir keine Aktien haben, wohingegen uns etwa die Zinsen des Kapitals „Tagesarbeit“ nicht verloren gehen.

Wir können Dir, lieber Leser, auf diese Weise leicht mehr wie zwanzigtausend Thaler herausrechnen, die der Reiche mit vielem Aerger und Verdruß ausgeben muß, die wir aber nicht auszugeben brauchen, da wir sie nicht haben und sparen und den Ärger des Ausgebens noch dabei. Wäthin gewinnen wir noch dem reichen Manne gegenüber.

Diesen Scherz wirfst Du uns, lieber Leser, hoffentlich nicht übel nehmen, wir wollten damit nur zeigen, daß der Reiche auch seine Sorgen hat, und große Unannehmlichkeiten, wovon wir, die wir nicht reich sind, gar keine Ahnungen haben, doch wollen wir damit nicht sagen, daß wir den Reichthum absolut verschmähen, o nein, im Gegentheil, es sollte uns freuen, recht reich zu sein, da wir es aber nun nicht sind, auch schlechte Aussichten haben, es je zu werden, und aber auch klar beweisen können, daß die Reichen nicht glücklicher sind als wir, die wir arbeiten können und müssen, so sehe ich wahrhaftig keinen Grund vor uns liegen, der uns bestimmen könne, den Reichen zu beneiden, oder uns unglücklich zu fühlen, weil andere reicher sind als wir. Der Schöpfer hat jedem seinen Theil Glück als Pathengeschenk in die Wiege gelegt und wer sein Glück nur muthig sucht, wird es auch sicherlich finden, und zwar besonders in fleißiger und thätiger Arbeit, denn,

Wer die Tagespflicht erfüllet
Ist stets seines Lohnes werth;
Segen aus der Arbeit quillet,
Treibt die Noth aus Küch und Herd.
Wer stets regt die rüst'gen Arme
Hat ein Mahl auf seinem Tisch,
Arbeit hält das Herz, das warme,
Wie des Geistes Leben frisch.

Hat wohl Einer Noth gelitten
Der mit Fleiß und Biederkeit,
Froh im Tageskampf gestritten
Und verschwendert nicht die Zeit?
Der mit wahrer Lust und Liebe
Sich der Arbeit treu geweiht,
Und in regem Schaffenstrieb
Sich der Arbeit Fortgang freut?

Da werden wir doch wohl mit „Nein“ antworten dürfen. Noth kann der wirklich fleißige Mann selten haben, da dieser auch in ziemlich arbeitsloser Zeit immer noch gesucht und nach Möglichkeit bezahlt wird. Daß er nicht in Noth gerathen könne, damit soll nicht gesagt sein, daß Gottes weise Vor- und Umsicht nicht auch dem tugendhaftesten und fleißigsten Manne seine Prüfungen zusendet, welche eine Mahnung sein sollen, ihn nicht zu vergessen. Aber der wirklich fleißige Mann, der den Vortheil seines Brodherrn mit aller Ehrlichkeit sucht, der darf auch in unverschuldeter Noth an dessen Thüre getrost anklopfen und es wird ihm sicher aufgethan werden, oder es müßte sich das Herz des Brodherrn zu einem Kiesel aus purer Gewinnsucht verhärten haben, und ein solcher Mensch ist auch eines braven Arbeiters nicht werth.

Aber leider fehlt manchen Arbeitern die Erkenntniß der unbedingten Nothwendigkeit einer völligen Hingebung an den Arbeitgeber, und darauf dürfte man sich auch einen Vers machen, denn:

Anders wohl stellt sich die Frage
Wenn Du einmal ruhig sinnst,
Ob mit Unmuth und mit Klage
Du Dein Tagewerk beginnst,
Ob Du langsam schaffst und träge,
Dich in Langeweile quälst,
Und der Stunde Glockenschläge
Stets von neuem wieder zählst.

Wenn mit ewig saurer Metene
 Du bei Hack' und Spaten stehst,
 Oder stumpf wie die Maschine
 Nur mit Zwang zur Arbeit gehst.
 Wenn es dich sogar nicht quälet,
 Ob der Lohn, den Du bedingt,
 Den man in die Hand Dir zählet,
 Deine Arbeit wiederbringt.

Da dürften wir wohl nicht mit
 Unrecht uns den Schlußvers noch
 merken, der da sagt:

Glaub' nur, mancher Brodherr sitzt
 Ueber Nacht beim Rechenpult,
 Denkt und rechnet, sinnt und schwizet
 Ob der großen Löhnungsschuld.
 Doch die Woche ist verstrichen
 Und du forderst Deinen Lohn,
 Ist die Rechnung ausgeglichen?
 Frage Dich mein Arbeitslohn.

In dem heutigen Kapitel haben
 wir nun einmal auf das Glück hin-
 weisen wollen, was Arbeit und
 Freude an der Arbeit stets mit sich
 bringt, es ließ sich ein ganzes Buch
 darüber schreiben, doch damit ist
 es nicht genug und bitten wir Dich,

lieber Leser, das Deinige auch dabei
 zu thun, und reiflich darüber nach-
 zudenken, was wir Dir hier vor
 Augen gestellt haben, wenn auch in
 einem etwas launig bizarren Kleide,
 und dann wirst du in Deinen eigenen
 Erfahrungen noch vieles finden,
 woran wir noch gar nicht gedacht
 haben. Wenn wir das nächstemal
 wiederkommen, so wollen wir ein-
 mal nachfragen, was Du noch alles
 bei Dir gefunden hast. Die Thüre
 wirst Du uns doch nicht verschließen,
 das wissen wir im Voraus. Aber
 wenn wir wiederkommen, bringen
 wir auch etwas für den Arbeitgeber
 mit; daß es damit auch noch einige
 harte Nüsse zu knacken gibt, verhehlen
 wir uns ganz und gar nicht, aber
 wir wollen alles in Liebe und Freund-
 schaft abmachen, und sind wir über-
 zeugt, daß wir alle drei, wir, Arbeit-
 geber und Arbeiter, gute Freunde
 werden und bleiben, und darauf
 Gruß und Handschlag.

Der Traum vom Glücke.

Einst schlummert' auf dem Rasen kühl
Ich bei dem Glanz der Sterne,
Mir träumt' von ungekanntem Ziel,
Vom Glücke in der Ferne.
Es trat zu mir ein Jüngling schön
Mit hehrem Götterblicke,
Und sprach: Mein Freund, komm laß uns
Ich führe dich zum Glücke; gehn,
 Komm und laß uns eilen,
 Wo das Glück soll weilen!

Er führte mich durch grüne Au'n
Und Thäler tief im Frieden
Und sprach zu mir, hier kannst Du schau'n
Ein stilles Glück hinieden.
Doch dieser Schlummerfriebe deckt
Noch Gram und Leid und Sorgen,
Die erst aus ihrem Schlafe weckt
Der gold'ne Frühlingmorgen. —
 Komm und laß uns eilen,
 Wo das Glück soll weilen!

Nun führt' er mich in einen Kreis
Von wunderholden Schönen
Sieh' her mein Freund, Welch' hohen Preis
Das Glück zollt seinen Söhnen;
Doch hinter diesem holden Blick
Dem Lächeln schöner Frauen,
Liegt oftmals nur ein wankend Glück
Auf das Du schwer magst bauen! —
 Komm und laß uns eilen,
 Wo das Glück soll weilen!

Er führt mich nur ins Prunkgemach
Zum gold'nen Fürstenthronen;
Glaubst Du mein Sohn, er jeho sprach,
Daß wohl das Glück hier wohne?
O, weit entfernt wohnt hier das Glück,
Dies suche nicht bei Thronen,
Ein schweres drohendes Geschick
Umzieht oft Fürstengkronen.
 Komm und laß uns eilen,
 Wo das Glück soll weilen!

Wir kamen in ein stilles Thal
An eines Landmanns Hütte:
Das Böldchen geht zum Mittagmahl,
Das Glück in seiner Mitte,
Den Tisch deckt die Genügsamkeit,
Die Aermel aufgeschürzet
Den Trunk kredenzt die Fröhlichkeit
Und Arbeit hat's gewürzet.
Das frohe Böldchen lachte
So hell, daß ich erwachte. —

Joseph Steinbach.

Briefkasten des Humanitas.

An Dr. phil. M. G., Breslau!

Wir danken für die Sendung,
Sie hat uns recht ergötzt,
Doch kommt sie zur Verwendung
Gewiß zu allerletzt.

Wir denken nicht verwandtlich, —
Denn Sie sind Pessimist,
Dem ja die Welt bekanntlich
Nur voller Lumpen ist.

Sie sagen: „Nie vertrauen
Darf man dem Erdenkind.“
Doch wir fest darauf bauen,
Daß viele brav noch sind.

Nun bitten wir noch füglich,
Beim nächsten Schmerzgedicht
Bäumt Eu'ren Begas' klüglich,
Dann hopst und bockt er nicht.

Im Uebrigen die freundschaftlichsten Grüße.

Herrn A. S. in Oberhausen!

Besten Dank für Bücher und Briefe.
Sie halten sich für etwas zu radikal. Sie
haben Recht. Ein Pendel geht erst zuviel
rechts, dann zuviel links und kommt nach-
her in der Mitte zur Ruhe. Aus dem
Spiritualismus verfällt man natürlich ins
Gegentheil, in Radikalismus, Materialis-
mus. Studiren Sie Loze, Liebmann,
Noiré, Carrière, dann können Sie viel-
leicht in die Mitte beim Realidealismus
anlangen. Ich werde Ihre Sachen seiner
Zeit schon sehr gut verwerthen.

Herrn Dr. j. S. S., Bonn!

Ihr Brief hat uns sehr gefreut. —
Politik ist für eine cosmopolitische Zeit-
schrift unpassend. Schulfragen berühren
wir speziell wenig, und verweisen auf das
„Pädagogium von Dr. Dittes in Wien,“
dessen Mitarbeiter wir sind. Ueber die
andern Punkte werden Sie in der Huma-
nitas selbst ihrer Zeit Aufklärung finden.



Anzeigen.

28. Jahrgang.

Abonnements-Einladung. 1879. II. Quartal.

Die Natur

bringt Beiträge namhafter Mitarbeiter und vorzügliche Original-illustrationen bedeutender Künstler; eingehende Literaturberichte und eine reiche Fülle diverser Mittheilungen naturwissenschaftlichen Inhalts, regelmäßig astronomische u. meteorologische Mittheilungen, öffentlicher Briefwechsel für Alle, welche Auskunft, Aufklärung oder Belehrung über naturwissenschaftl. Fragen suchen. Preis pro Quartal 4 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements an.

G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a/S.

Verlag von J. H. Heuser in Neuwied.

Erziehungsaufgaben der Volksschule in der Gegenwart.

Ein Vortrag,
in der Seminar-Lehrer-Conferenz zu
Neuwied am 24. Juni 1878

gehalten von

Adolf Bode,

Königl. Seminardirector zu Neuwied

Preis 60 S.

Ein Wort zur rechten Zeit, welches von der Volksschule die ernsteste Beachtung fordert und verdient. Es schildert die Krankheits Symptome unseres gegenwärtigen Volkslebens und zeigt den Weg, welchen die Volksschule an ihrem Theile zur Heilung derselben zu gehen hat. Haus u. Schule.

Mit Recht betont der Verfasser, nachdem er im Eingang seines Vortrags auf die in unserm Volksleben hervorgetretenen Schäden hingewiesen hat, daß es Pflicht der Schule sei, auf dem festen Grunde deutscher Frömmigkeit und Sitte die Gemüths- und Charakterbildung zu pflegen, um die mit Schweiß und Blut errungenen Güter deutschen Volkslebens erhalten und vermehren zu können. Da aber die Gemüths- und Charakterbildung auch nicht ohne intellektuelle Bildung erreicht werden kann, wird ferner die Art der Ertheilung des Unterrichtes und der letztere selbst charakterisirt, wenn er anders seiner Aufgabe genügen soll, vor allen Dingen aber des helfenden und fördernden Einflusses, den die gesammte Schuleinrichtung und das gesammte Schulleben auf die Charakterbildung der Zöglinge hat, gedacht. Der tiefen, von patriotischer Begeisterung durchwehte Vortrag, der sich schon seiner Zeit in der oben erwähnten Versammlung ungetheilten Beifall erworben hat, wird sicher auch durch seine Drucklegung noch manch befruchtendes Samenkörnlein zum Heil der Schulerziehung austreuen. Allgem. deutsche Lehrerzeitung.

Im Verlage der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Humanität und Christenthum.

Zwei Vorträge

im Evangelischen Verein zu Hannover
gehalten am

6. und 13. Februar 1878

von

Dr. E. Niemann,

Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent.

Elegant geheftet Preis 1 M. 50 S.

Verlagsbuchhandlung von Carl Meyer
(Gustav Prior) in Hannover.

Verlag von J. H. HEUSER, Neuwied.

Der deutsche Sagenstoff

und
seine Verwerthung bei den Kindern
unserer Volksschulen.

Von

H. Kühne.

Preis 60 Pfg.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, dass der deutsche Sagenstoff in der Schule seine Verwendung finden muss, und kommt zu folgendem Schluss: Gewiss ist und steht fest: der deutsche Sagenstoff muss in der Schule seine Verwendung finden. Die unsern Vorfahren nachgerühmten Tugenden müssen unsern Kindern durch den deutschen Sagenstoff bestimmt und anschaulich eingepägt, die Schüler müssen dadurch nicht nur ethisch erregt und patriotisch durchwärmt, sie müssen vor dem Spiegel der Vorfahren zu Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit erzogen werden. — Wir haben das 40 Seiten starke Heft mit grossem Interesse durchgesehen und können dasselbe Allen, die sich über die Art und Weise der Verwendung, sowie über die Auswahl und Reihenfolge des Stoffes orientiren wollen, nur empfehlen.

Pädag. Literaturblatt von Dr. W. Werthes.

Abonnements-Einladung. 1879. II. Quartal.
Illustrierte Zeitung für kleine Leute.

Band IX. 2. Quartal. pro Quartal 1 M. 80 Pf.

Band I—VIII vorrätzig. Mit vielen hundert Illustrationen. Herausgegeben unter Mitwirkung von Hugo Elm, A. Klauwell, Franz Knauth, G. Lausch, Joh. Meyer, W. Paul, Dr. C. Pilz, A. Richter, R. Roth, Frau Pauline Schanz, E. Stöbner und Anderen. Eleg. cart. Preis à Band 4 Mark. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Expedition bei W. Opeß in Leipzig.

E. C. BRUNN's Verlag in Münster i. W.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

In unserm Verlage erschien soeben:

Die Wahrheit und Herrlichkeit des Christenthums.

Ein Beitrag zur Vertheidigung der allen Confessionen gemeinsamen Hauptlehren desselben von A. H. Bährens, emerit. Pfr. Preis: elegant brochirt 1 Mark 80 Pf.

In der gegenwärtigen Zeit, in welcher der Unglaube täglich an Terrain gewinnt, dürfte die Schrift des ehrwürdigen Herrn Verfassers für alle diejenigen, welchen es nicht um einen blinden, sondern um einen durch feste Gründe getragenen Glauben zu thun ist, von großer Wirkung sein. — Wir empfehlen daher diese Schrift den Ungläubigen zur Beherzigung, den Gläubigen als eine wirksame Waffe gegen den Unglauben.

Verlag von Herm. Montanus in Siegen.

Die deutsche Schule.

Centralorgan

für sämtliche Fragen der deutschen Schule und ihrer Lehrer.

Im Verein mit vielen Schulmännern Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz

herausgegeben von
Christian Kostiz.

Diese Zeitschrift, welche das gesammte Schulwesen, vom Kindergarten bis zur Hochschule umfaßt, und nach jeder Richtung hin die Interessen der deutschen Schule und ihrer Lehrer offen und freimüthig vertritt, ist so recht geeignet, ihre Leser in allen Fächern der Pädagogik in den pädagogischen Tagesfragen und der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Für die Gediegenheit derselben zeugt der Umstand, daß „die deutsche Schule“ trotz ihres erst fünfjährigen Bestehens und trotz der Ueberfülle pädagogischer Zeitschriften bereits zu den gelesensten derselben zählt.

„Die deutsche Schule“ erscheint am 1., 10. und 20. jeden Monats in der Stärke von 1 $\frac{1}{4}$ —1 $\frac{1}{2}$ Bogen. Abonnementspreis pro Quartal *M.* 2,00.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie sämtliche Postanstalten zu obigem Preise entgegen.

Probenummern gratis durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Siegen. Herm. Montanus.

E. C. BRUNN's Verlag in Münster i. W.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Fürsorge für die Kinder im vorschulpflchtigen Alter.

Vortrag, gehalten zu Dortmund am 13. Jan. 1879 von Superintendent. Bramesfeld.

Preis 30 S. — In Partien billiger.

Dieser Vortrag, der wegen einer mißverstandenen Aeußerung des Verfassers über das Ammenwesen viel Staub aufwirbelte und in einer Reihe von Zeitungen scharfe Angriffe erfuhr, machte nach den Berichten über die Dortmunder Versammlung s. Zeit sichtlich auf die Hörer einen tiefen Eindruck; auch wurde derselbe wiederholt öffentlich auf das Günstigste besprochen. — Auf mehrseitiges Verlangen ist derselbe dem Druck übergeben.

Verlag von J. H. Heuser in Neuwied.

Blicke in die Urwelt

und die

Geschichte des Lebens an der Erdoberfläche.

Allen Gebildeten gewidmet

von Dr. J. H. Thomassen. Preis *M.* 1,80.

Praktische Anleitung zur vollständigen
Heilung des Stotterns,
für Eltern und Lehrer,

sowie

zum Selbstgebrauch.

Von Eduard Günther,

Direktor der Taubstumm-Anstalt zu Neuwied.

Preis 3 *M.*

Verlag der J. G. Heuser'schen Buchhandlung in Neuwied & Leipzig.

Ein
neuer Schulorganismus

zugleich
Kritik des gesammten Schulwesens

von
Clemens Nohl,

Director der städtischen höheren Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar zu Neuwied.

Ich hab's gewagt.
Ulrich v. Hutten.

248 Seiten nebst Lehrpläne der „Allgemeinen Volksschule,“ des „reorganisirten Gymnasiums“ und der „reorganisirten Realschule.“

Preis 4 Mark.

Der Verfasser construirt eine „allgemeine Mittelschule“, zu welcher in den unteren Klassen der Elementarschule vorbereitet werden und die ihrerseits zum Gymnasium, zur Realschule, zu den Fachschulen und zur höheren Mädchenschule vorbereitet, denen aber, welche diese Institute nicht besuchen können, die abschließende Bildung giebt. Sie ersetzt vollständig die drei unteren Klassen des Gymnasiums und der Realschule, die daher erst mit der Untertertia beginnen. Sie schließt die alten Sprachen aus, lehrt aber neben dem Französischen auch Englisch. Der lateinische Unterricht beginnt auf der Untertertia des Gymnasiums, der griechische in der Untersecunda. Die größere Reife der Schüler, sowie ihre bessere Vorbildung im Französischen und Englischen sollen sie dennoch befähigen, das bisherige Lehrziel in der Lectüre zu erreichen, dagegen wird der lateinische Aufsatz abgeschafft. Englisch wird dem Lehrplan des Gymnasiums einverleibt. Von der Realschule werden die alten Sprachen ausgeschlossen, die neueren Sprachen in den Vordergrund gestellt. Maturitätszeugnisse für die Universität sollen die Realschulen nicht geben. Von den Universitäten fordert der Verfasser eine bessere Controle des Studienfleißes und Beseitigung des Vorlesens von Hefen und des Dictirens. Ohne mit dem Verfasser in allen Stücken einverstanden zu sein, empfehlen wir das Buch allen, die an der Reform des Unterrichtswesens Interesse nehmen. Es ist mit großer Liebe zur Sache, stellenweise mit packender Wärme geschrieben und hält sich von Einseitigkeiten frei.

Schlesische Presse.

Der Verf. handelt vom Unterrichtsgesetz, bezüglich dessen er wohl mit Recht schwere Besorgnisse hegt, vom Elementarschulwesen, der allgemeinen Mittelschule, welche zwischen der Elementarschule und den höhern Lehranstalten (Gymnasium, Realschule, höhere Mädchenschule) stehend, eine gemeinschaftliche Verbindung für letztere geben soll; der Universität, den Fachschulen, und bespricht zuletzt noch einige allgemeine Fragen (Schulaufsicht, Schule und Haus, Prüfungen). Die Darstellung ist drastisch, der Inhalt vielfach beherzigenswerth.

Blätter für das Baiertische Gymnasialschulwesen.

Der Schluß der Besprechung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ lautet:

Wie auch über die vorliegende Kritik des Schulwesens und den Reformversuch des auf diesem Gebiet kompetenten Verfassers in den Fachkreisen geurtheilt werden möge, so ist es jedenfalls sein unbestrittenes Verdienst, nicht nur die Mängel so rückhalt- und zugleich leidenschaftslos aufgedeckt zu haben, sondern auch zugleich mit bestimmten und begründeten Vorschlägen zu deren Beseitigung hervorgetreten zu sein. Und wenn derselbe sich auch einerseits darüber nicht täuscht, daß die hierin ausgesprochenen Gedanken und Forderungen wohl nur zum Theil auf sofortige allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, so lebt er andererseits der Zuversicht, daß sie sich Bahn brechen werden, daß ihnen die Zukunft gehört.

Wir verfehlen nicht, auf das im J. G. Heuser'schen Verlag zu Neuwied erschienene Werk des Director Clemens Nohl „Ein neuer Schulorganismus“ aufmerksam zu machen. Die wichtigsten Vorschläge des Verfassers sind unseren Lesern noch aus einer Reihenfolge von Aufsätzen erinnerlich, die der Herr Verfasser vor Jahresfrist für unsere Zeitung geschrieben hat. Werden auch nicht alle seine Ansichten ausgeführt werden, so werden sie doch bei der bevorstehenden Vorlage eines Unterrichtsgesetzes nicht unberücksichtigt bleiben. In dieser Hinsicht bietet das Werk einen so reichhaltigen Inhalt, daß es Allen, die bei dem Zustandekommen des Gesetzes mitzuwirken haben, willkommen sein wird.

Sächsische Zeitung.